
1888

Die Bergthaler Mennoniten

und deren

Auswanderung aus Rußland und Einwanderung in Manitoba.

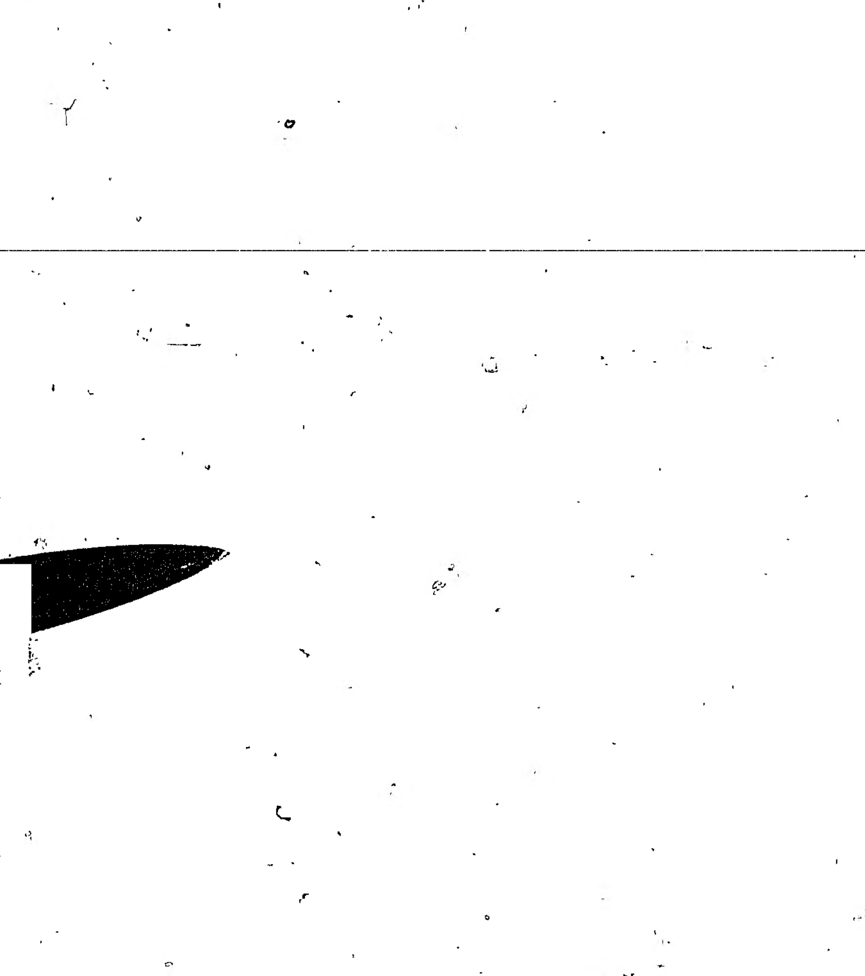
Die wichtigsten Ereignisse vom Jahre 1872 bis auf die Zeit, wo die ersten Ansiedler von ihnen ihr Pionierleben in Manitoba überstanden hatten.

Zum fünfzigjährigen Jubiläum

von

Klaas Peters, Waldeck, Saskatchewan,
zur Zeit in Greenville, Florida.

Druck und Verlag von
Mennonite Brethren Publishing House,
Hillsboro, Kansas.



Die Bergthaler Mennoniten und deren Auswanderung aus Rußland und Einwanderung in Manitoba.

Nachdem die große Auswanderung der Bergthaler Mennoniten aus Süd-Rußland ausgeführt, und die ersten Jahre ihres Pionierlebens in Manitoba überstanden waren, wurde bei manchen unter den leitenden Männern der Wunsch rege, dieses wichtige Ereignis so gut wie immer möglich aufzuzeichnen und solche Notizen zu drucken und für die nachkommende Generation aufzubewahren. Aber wer würde die Aufzeichnungen machen? Dieses war keine Kleinigkeit. Aber wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg, und da Schreiber dieses zur Zeit der Auswanderung im Jahre 1875 ein neunzehnjähriger Jüngling war, und über ein recht gutes Gedächtnis verfügte, versprach ich, solche Aufzeichnungen zu machen, unter der Bedingung, daß unser damaliger Prediger Heinrich Wiebe, welcher eigentlich die ganze Seele der Auswanderung war, und alle Ereignisse geleitet und mitgewirkt hatte, mir überall Auskunft erteilen solle. So ging ich denn an die Arbeit und machte Aufzeichnungen über alle Begebenheiten, welche sich während der großen Auswanderung ereigneten, und bin nun bereit, selbige in den Druck zu geben. Dieses Abdruckenlassen geschieht jetzt auf Wunsch vieler Freunde, wovon einige noch da sind, welche damals alle Beschwerden mitgemacht haben, jetzt aber bereits im vorgerückten Alter stehen, und dann viele, welche sich des großen Ereignisses nicht mehr erinnern können, aber doch etwas Ausführliches darüber hören möchten. Und so haben wir den Entschluß gefaßt, die ganze Geschichte jetzt als ein fünfzigjähriges Jubiläum in der Zeitung abzudrucken.

I. Einleitung.

Amerika besteht bekanntlich aus zwei großen, nur durch einen schmalen Landstrich zusammenhängenden Ländermassen: Nord- und Süd-Amerika. Zwischen beiden



liegen vier größere und eine Menge kleinerer Inseln, West-Indien genannt. Sprechen wir im gewöhnlichen Leben von Amerika ohne näheren Zusatz, von dem Amerika, wohin jährlich so viele Tausende Europäer auswandern, so ist darunter immer Nord-Amerika gemeint. Dieses Nord-Amerika blieb von den Entdeckungsreisenden lange unbeachtet, weil es nur undurchdringlich scheinende Wälder und Wildnisse enthielt, aber kein Gold, welches andere Länder Amerikas darboten und nach dem man allein begierig war. Die ersten Ansiedler (Engländer), die sich an den nord-amerikanischen Gestaden niederließen, hatten von den Feindseligkeiten der wilden Indianer so viel auszustehen, daß sie sich nicht halten konnten, und bald wieder nach ihrer Heimat zurückkehren mußten. Erst im siebzehnten Jahrhundert gelang es, bleibende Niederlassungen zu gründen. Außer den Engländern fingen aber auch andere Völker an, ihr Augenmerk auf die neue Welt zu richten. Vom 18. Jahrhundert an nahmen die Einwanderungen immer mehr zu. Es kamen jährlich viele Tausende von Engländern, Schottländern, Irländern, Deutschen, Franzosen und andern europäischen Völkern an Amerikas Gestaden an. Alle, die in der alten Welt Druck oder Verfolgung auszustehen hatten oder Mangel litten, suchten hier, wo bürgerliche und religiöse Freiheit herrschte, eine freie Stätte. Endlich nachdem schon lange die Urwälder der östlichen Staaten und Unter-Canadas gelichtet und der Erdboden den Menschen dienstbar gemacht worden war, wurde auch die Aufmerksamkeit der Mennoniten in Rußland im Großen auf Amerika gelenkt.

II. Veranlassung zur Auswanderung.

Nicht Druck oder Verfolgung im alten Vaterlande war es, was uns veranlaßte, in die Ferne und über das große Weltmeer zu ziehen, sondern weil wir künftig in Rußland die Befreiung vom Militärdienst entbehren sollten, die wir bis zu jener Zeit genossen, laut des Privilegiums, welches die Kaiserin Katharina uns zugesichert, und das wir unter Kaiser Paul erhalten hatten.

Es war im Jahre 1872, als auf Wunsch des russischen Adels ein neues Staatsgesetz im großen Zarenreiche eingeführt wurde, welches allen Untertanen, welches Standes oder welcher Religion sie auch waren, Wehrpflicht gebot. Diese neue Staatsverfassung machte auf die Mennoniten, die bis dahin unter dem Schutz des Privilegiums vom Militärdienst befreit gewesen, keinen geringen Eindruck. Denn wer hätte gedacht, daß uns unsere Freiheit vom Militärdienste könnte jemals genommen werden, war sie uns doch für alle Zukunft zugesichert worden. Nun konnte man erwarten, daß zukünftig bei der Assentierung militärpflichtiger Jünglinge eine große Veränderung stattfinde, und daß auch unsere Jünglinge nicht mehr dürften verschont bleiben; daher gab es ein großes Bedenken unter den Brüdern. Prediger von verschiedenen Kolonien kamen zusammen und berieten über die Sache.

Endlich wurde, auf die Gnade des edlen Kaisers Alexanders II. hoffend, eine Deputation nach St. Petersburg geschickt, um den unumschränkten Herrscher und Landesvater an unser Privilegium zu erinnern und ihn im Namen aller Mennoniten zu bitten, uns doch die versprochene Militärfreiheit auch in Zukunft zu gewähren. Was diese Delegaten in St. Petersburg eigentlich ausgerichtet haben, ist mir nicht bekannt. Soviel aber ist sicher, daß an dem neuen Militärgesetz, daß damals seiner Vollendung entgegen ging, nichts geändert wurde, um die Mennoniten zu begünstigen; denn selbst der gute Kaiser wagte es nicht, uns ferneren Schutz zu gewähren, weil er dadurch gegen den Willen des Volkes und auch gegen den Beschluß seiner hohen Räte würde gehandelt haben. Baron Meden, ein tüchtiger und geachteter Schriftsteller, war mit der Abfassung dieses Gesetzes betraut worden und hatte sich genau nach den Instruktionen zu richten, die ihm nach Beschlüssen der kaiserlichen Räte vorgelegt waren. Also war kein Mensch im ganzen russischen Reiche, der etwas an der Sache hätte ändern können. Das Gesetz wurde vollendet und trat in Kraft.

Unterdessen wurde von den Mennoniten auch noch eine Bittschrift verfaßt und an die Kaiserin gesandt, als

diese gelegentlich die Krim bereiste. So gerne die Landesmutter sich auch ihrer deutschen Kinder angenommen hätte, konnte sie es doch um keiner Bitte willen tun; denn was der Kaiser für uns nicht tun konnte, das konnte die Kaiserin auch nicht. So blieben denn alle unsere Bitten am russischen Hofe unerhört, und alle guten Worte, mit denen wir uns an die höchste Obrigkeit des Landes gewandt hatten, fanden nur taube Ohren. Wir sahen uns nun in unseren Hoffnungen gänzlich getäuscht, und ein großer Teil der Unsern war der Meinung, daß wir uns wohl oder übel ins Unvermeidliche würden fügen müssen. Andere meinten wieder, es sei die Zeit gekommen, daß wir weiterziehen müßten, weiter ost- oder südwärts, dem Lande Kanaan zu, nach dem Lande, wo einst das Licht des Evangeliums hell geschienen, und das jetzt vom fahlen Scheine des Halbmondes umfangen ist. Etliche wiederum hatten noch einen andern Gedanken und schlugen vor, nach Amerika zu ziehen, wohin jährlich so viele tausend Auswanderer ihren Weg nehmen, um sich auf den unabsehbaren Prärien Nord-Amerikas niederzulassen.

Wie wunderbar klang uns dieser Vorschlag. Denn daß es für uns alle sollte möglich werden nach Amerika zu ziehen, schien unbegreiflich, weil viele arme und unbemittelte Leute unter uns waren, und der Weg nach Amerika sehr weit war, daher viel kostete. Amerika war uns dem Namen nach zwar bekannt, aber welch eine Welt dachten sich viele unter diesem Namen. Seine hohe, fast fabelhaft rasche Entwickelung war uns, wie heute noch Tausenden in Europa, unbekannt. Durch etliche Leute, die durch Lesen schon etwas aus Amerika erfahren hatten, erfuhren wir, daß die Ureinwohner dieses Erdteiles dunkelhäutige Indianer, von Profession Jäger und sogar Menschenfresser seien. Mir und vielen andern schien dieses Amerika nun eine wahre Wildnis zu sein, wo lauter Wilde hausten. Immer wieder schien es, als würde die Auswanderung nicht zustande kommen, und als der Kaiser gar ein Manifest herausgab, laut welchem etliche Religionsgenossenschaften begünstigt wurden, statt Soldatendienst nur Dienste in den Forsteien zu leisten, da entschloß

sich die Mehrzahl der Chortiber und Molotschnaer Mennoniten, im lieben Heimatlande zu bleiben. Viele aber unter ihnen, sowie die ganze Bergthaler Kolonie, zogen die Auswanderung nach Amerika vor.

III. Vorbereitung zur Auswanderung. — Reise der Abgesandten.

Manches Hindernis sollte uns in unserm Vornehmen in den Weg treten, denn nicht alle unter uns waren gleich entschlossen, in die Ferne zu ziehen. Viele hätten es viel lieber gesehen, wenn aus der ganzen Auswanderung nichts geworden wäre. Ernstliches Überlegen war in dieser Sache aber auch notwendig, denn wer konnte wissen, ob wir in Amerika gutes Land finden würden und unter welchen Bedingungen wir würden aufgenommen werden? Diejenigen aber, welche an der Spitze der Gemeinde standen, und das Auswandern für das beste hielten, überwanden durch die göttliche Vorsehung alle Hindernisse, die der Auswanderung im Wege standen. Wie aber konnte man mit den Verhältnissen Amerikas näher bekannt werden? Dieses war auch eine ernste Frage. Jedoch auch hier sollten unsere Gemeindeleiter bald Auskunft erlangen. Unser Kirchenlehrer Heinrich Wiebe, der die Sache reiflich überlegen konnte und auch ein geschickter Redner war, war ernstlich bemüht, ein Land zu suchen, in welchem völlige Gewissens- und Religionsfreiheit herrschte. Da aber in unserer Nähe keine genügende Auskunft über Amerika zu erlangen war, so fuhr Prediger Wiebe um dieser Sache willen nach der Stadt Berdjansk, um mit den dortigen Brüdern über diese große Angelegenheit zu beraten. Die Brüder dort, Leonhard Suderman und Cornelius Jansen, bekannt unter dem Namen Konsul Jansen, weil er deutscher Konsul gewesen, wußten schon mehr Bescheid im Einziehen von Erkundigungen. Besonders leicht war es Herrn Jansen, weil er sehr gute Kenntnisse besaß und auch der englischen Sprache mächtig war. Dieser schrieb, oder hatte schon geschrieben an die englische Regierung, und fragte an, ob wir uns auf ihren überseeischen Ländern

würden ansiedeln und unserm christlichen Glaubensbekenntnis gemäß dort leben dürfen. Die englische Regierung hätte es zwar gerne gesehen, daß wir uns auf kanadischem Boden niederließen, wollte aber nichts mit der Sache zu tun haben, wenn wir nicht volle Freiheit zur Auswanderung von seiten der russischen Regierung erhielten. Daher beauftragte sie ihren Gesandten in St. Petersburg, bei der russischen Regierung nachzufragen, ob den Mennoniten freie Auswanderung gestattet wäre. Dieser erkundigte sich darnach beim Minister Todleben, welcher ihm erklärte, daß wir ein freies Volk wären und unserer Auswanderung nichts im Wege stände, so gerne sie uns auch im Lande behalten möchten.

Wir Menschen sind immer geneigt zu glauben, daß wir unsere wichtigen Angelegenheiten selbst planen und zur Ausführung bringen, besonders wenn unsere Sache gut gelingt. Aber man sollte doch oft stille stehen und betrachten, wie durch die göttliche Vorsehung alles so wunderbar auf ganz mittelbarem Wege geleitet und in die richtige Bahnen gelenkt wird. Auch kann man hier sehen, daß der liebe Gott sich überall stets solcher Menschen zu seinen Werkzeugen bedient, ein großes Werk auszuführen, die gerade zu einer solchen Nutzleistung zum Wohl der Menschen am besten zu brauchen sind. Denn eben zur selben Zeit, als bei uns im Jahre 1872 in der Bergthaler Kolonie die bange Frage schwebte, wie wir würden einen Anknüpfungspunkt bekommen, zuverlässige Auskunft über Amerika zu erlangen, weilte unser höchst achtbarer Freund, Herr William Hespeler in seiner alten Heimat, Baden, Deutschland, auf Besuch und wurde dort bekannt mit dem russischen Fürsten Menchikow, welcher ebenfalls dort auf seinem Schloß in Baden weilte, und sich dort längere Zeit aufhielt. Dieser teilte Herrn Hespeler mit, daß infolge eines neuen Ukas den Mennoniten in Rußland die zur Zeit ihrer Auswanderung aus Deutschland genehmigten Freiheiten sollten entzogen werden, und daß infolgedessen dieselben beabsichtigten, nach Amerika auszuwandern. Da Herr Hespeler sich auf die Mitteilung des Fürsten Menschekow völlig verlassen konnte, schrieb er an den ihm ver-

sönlich bekannten Premier Minister von Canada, Sir John A. MacDonald, Ottawa, und legte ihm die Sachlage zur Berücksichtigung vor. Nach geraumer Zeit erhielt Herr Hespeler dann ein Schreiben vom Minister der Einwanderung und Landwirtschaft, John Henry Pope, der ihm zu gleicher Zeit mitteilte, daß die Regierung auch von seiten des auswärtigen Amtes zu London infolge eines telegraphischen Berichtes des britischen Konsuls James Zahrabs, Berdjansk und eines Briefes von Herrn Cornelius Jansen, Berdjansk, sei auf die Mennonitenauswanderung aus Süd Rußland aufmerksam gemacht worden.

Hierauf wurde Herr Hespeler dann im Mai desselben Jahres von der kanadischen Regierung ersucht, die Ansiedlung der Mennoniten in Süd-Rußland zu besuchen, und begab sich infolgedessen von Deutschland aus zu Anfang des Monats Juli nach Rußland. Da er aber wegen einer Paßverzögerung von seiten des auswärtigen Amtes in London aufgehalten wurde, kam er erst am 22. Juli in Berdjansk an. Sein erster Besuch war zum britischen Konsul, Herrn James Zahrabs, der ihn dann den leitenden Mennoniten, dem vormaligen preußischen Konsul Cornelius Jansen, Leonhard Sudermann und Peter Lohrenz vorstellte. Hier wurde Herr Hespeler aufs zuvorkommendste aufgenommen. Zwei Tage nach seiner Ankunft in Berdjansk nahmen ihn die genannten Freunde nach den Kolonien und besuchten mit ihm unter andern auch Pet. Schmidt (Steinbach), Buhler, Johannes Weber, Jakob Böse (Halbstadt), Jakob Dick (Rosenhoff), Heinrich Willems (Bolscha). Auch begegnete Herr Hespeler auf dieser Reise unsern Gebietsamtsschreiber Herrn Jakob Friesen von der Bergthaler Kolonie, nur bekannt unter dem Namen Schreiber Friesen, welcher ein treuer und aufrichtiger Mitarbeiter mit unserm alten Oberschulzen Jakob Peters und Prediger Heinrich Wiebe für die Auswanderung war. Es war also von großer Bedeutung, daß der Gebietsschreiber und Sachführer unserer Bergthaler Kolonie gleich von Anfang mit Herrn William Hespeler persönlich bekannt wurde. Nachdem Herr Hespeler mehrere

Dörfer an der Molotschna besucht hatte, wurde ihm mitgeteilt, daß die Polizei über seinen Aufenthalt Nachfrage hielt, und wurde ihm empfohlen, die Kolonien zu verlassen. Er reiste nach Odessa zurück, verließ diese Stadt am 8. August und reiste wieder zurück nach Deutschland.

Von Deutschland aus unterhielt Herr Hespeler nun einen Briefwechsel mit unsern Freunden Cornelius Jansen, Leonhard Sudermann, dem alten Oberschulzen Jakob Peters und Lehrer Heinrich Wiebe. Dieser Briefwechsel führte zu einer Zusammenkunft mit unsern Gemeindevorstehern Jakob Peters, Wiebe, Suderman und Buhler in der ersten Woche im November, 1872, in Odessa. Bei dieser Gelegenheit machte Herr Hespeler den Vorschlag, daß man einige Delegaten im folgenden Frühjahr 1873 auf Kosten der kanadischen Regierung nach Canada sende, und dort genügend Land zu einer großen Ansiedlung aussuchen solle. Dieser Vorschlag wurde bereitwilligst angenommen und ist, wie der Leser später sehen wird, auch ausgeführt worden. Unser lieber alter Freund Herr Hespeler ist also zweimal der großen Sache der Auswanderung der Mennoniten wegen nach Süd-Rußland gekommen, unsern Leitern und Vorstehern über die Verhältnisse in Canada Aufklärung zu geben.

Doch nun wieder zurück zu den Vorbereitungen in unsern Kolonien. Der Weg nach außen hin war nun gebahnt. Die kanadische Regierung hatte uns viel gutes Land und volle bürgerliche Freiheit anbieten lassen; jetzt mußte von unserer Seite wieder geplant und beraten werden, wie eine allgemeine Auswanderung zustande zu bringen wäre. Zuerst wurde beschlossen, eine Deputation nach Amerika zu schicken, um ein für uns geeignetes Stück Land auszusuchen und selbiges reservieren zu lassen. Die Brüder der ganzen Gemeinde versammelten sich in der Kirche zu Bergthal, um die Wahl der Deputierten abzuhalten, auf welcher dann Prediger Heinrich Wiebe und der alte Oberschulze Jakob Peters durch Stimmenmehrheit als Abgeordnete erwählt wurden. Diese hatten sich denn nun zu der ihnen bevorstehenden, großen Reise zu rüsten, und sobald sie damit fertig waren, sollte diese

zur teilweisen Erforschung der neuen Welt angetreten werden. Am letzten Sonntag vor ihrer Abreise hielt Prediger H. Wiebe eine Abschiedspredigt in der Kirche; auch der liebe alte Peters sprach rührende Worte des Abschiedes zu der versammelten Gemeinde, worauf ihnen dann, wenn auch nicht von einem jeden mit Worten, so doch aber von Herzen eine erfolgreiche und glückliche Reise gewünscht wurde.

Am 26. Februar, 1873, traten die genannten Deputaten in Gemeinschaft mit Cornelius Buhr, der auf der sogenannten donischen Seite ein Edelgut besaß und die Reise aus eigenem Trieb und auf eigene Kosten mitmachen wollte, ihre lange Reise nach dem fernen Amerika an. Sie wurden nach der Nikolaioffschen Eisenbahnstation an der Tagonrog und Charkow Eisenbahn gefahren, von wo sie per Bahn ihrem fernen Ziele zueilten. Sie fuhren durch den nördlichen Teil Rußlands und Deutschlands über Hamburg und auf der Nordsee nach England. Hier mußten sie fast eine Woche lang auf das zunächst abgehende Dampfschiff warten, mit welchem sie die Reise über den Ozean machen sollten. Nach elftägiger Seereise erreichten sie von Liverpool aus Amerikas Gestade und landeten glücklich in Halifax, von wo sie ihre Weiterreise nun wieder auf der Eisenbahn bis Montreal fortsetzten. Hier wurden sie schon von einer deutschen Einwanderungsgesellschaft erwartet und auf freundlichste aufgenommen. Nachdem ihr Aufenthalt in Montreal zu Ende war, reisten die Delegaten auf der Grand Trunk Eisenbahn weiter westlich. In Berlin, Ontario, wurde wieder angehalten und mit den dortigen Mennoniten Rat gehalten.

Da unsere Abgesandten nicht nur Canada, sondern auch die Vereinigten Staaten durchreisen sollten, so beschlossen sie, zuerst nach dem Süden und dann nach Manitoba zu reisen. So fuhren sie denn von Berlin (jetzt Kitchener) über Chicago nach den mittleren Staaten und suchten in Nebraska, Colorado und andern Staaten nach einem für uns zur Ansiedlung passenden Stück Land. Von Kansas fuhren sie durch das Indianergebiet wieder weiter südwärts bis Houston im südlichen Texas. Über-

all suchten sie nach gutem Ackerland, welches sie mitunter auch schon gefunden hatten, aber ein geeignetes Stück zu einer großen Ansiedlung wollte sich immer noch nicht finden lassen. Nachdem nun auch Texas bereist war, kehrten die Abgesandten wieder zurück nach dem Norden.

Es war so veranstaltet worden, daß sie in St. Paul, Minnesota, mit noch andern Abgesandten von Süd Rußland zusammen treffen sollten, welches denn auch geschah. Beide Gesellschaften fuhren dann zusammen nach Manitoba, um auch dort die von der kanadischen Regierung angebotenen Ländereien zu besichtigen. In Winnipeg, damals noch nur ein sehr kleines Städtchen, welches den Namen der damaligen Festung der Hudson Bay Co., „Fort Gerry," führte, hatten alle Abgeordneten ihr Hauptquartier genommen, von wo aus das Land nun nach verschiedenen Richtungen hin besucht wurde. Da Manitoba damals noch gänzlich ohne Eisenbahnverkehr war, und man auch nicht wissen konnte, wie bald hier Eisenbahnen würden gebaut werden, solche in den Vereinigten Staaten aber schon genügend vorhanden waren, so beschlossen die Brüder Suderman, Buller, Wilhelm Ewert von Preußen, Schrag, Paul und Lohrenz Tschetter, Unruh und J. F. Funk von Elkhart, der auch mit war, für die von ihnen vertretenen Freunde in den Vereinigten Staaten Land zu besehen. Unsere Abgesandten aber, Peters und Wiebe, sowie auch Cornelius Töws und David Klassen, welche von der kleinen Gemeinde ausgesandt waren, beschlossen, in Manitoba Land reservieren zu lassen, weil viele arme Leute unter uns waren, und es daher nicht passend war, Land zu nehmen, wo jede zweite Sektion sollte von der Eisenbahngesellschaft gekauft werden, wie es in den Vereinigten Staaten der Fall war.

Ein merkwürdiges Abenteuer, welches die vier letztgenannten Freunde und noch andere Reisegefährten auf der Reise von Winnipeg nach dem Westen auszustehen hatten, darf hier wohl nicht unerwähnt bleiben, weil es auch zu den Merkwürdigkeiten ihrer Reise gehört und recht verhängnisvoll hätte werden können. Als sie sich auf der Rückreise vom Westen befanden, und eben über

Whitehorse Plains, ungefähr 30 Meilen von Winnipeg, an einem katholischen Feiertag fahren, kommt da ein Halbindianer, dem man es schon von ferne ansah, daß er seinen Feiertag zu nahe bei der Schnapsflasche gefeiert hatte, vom Walde hergeritten und sucht auf verschiedene Arten mit einem der Fuhrleute Streit anzufangen. Dieser aber nimmt es krumm und will sich die Neckereien des Halbindianers nicht lange gefallen lassen, und zieht ihm in seinem Ärger einen tüchtigen Hieb mit seiner biegsamen Peitsche über das Jackleder. Das war zu viel für den Betrunkenen. Zähneknirschend will er sich auf seinen Feind stürzen, aber er fürchtet die Übermacht der Reisegesellschaft. Da droht er, den Züchter niederzuschießen, aber auch dieses mag ihm nicht ganz ratsam erscheinen, weil er dann von den andern Kutschern auf dem folgenden Fuhrwerke gleich würde abgefaßt werden. Blutige Rache schwörend sprengte er nun dem Walde zu, um Hilfe zu holen und solche Mißhandlung, die ihm widerfahren auf seinem Jagdgebiete von seiten der Engländer, mit dem Tode seines Angreifers zu rächen. Jetzt wußten die Reisenden, daß guter Rat teuer war, denn daß jetzt bald eine rachedürstige, mehr oder weniger betrunkene Rotte herbei strömen würde, war gewiß. Daher beeilten sich nun die Fuhrleute, die sonst nur immer im Schritt gefahren waren, um auf dieser Reise recht viel Geld mit ihren Fuhrwerken von der Regierung zu verdienen, sobald wie nur möglich das Hotel oder „Stopping House,“ welches hier nicht weit entfernt war, zu erreichen. Recht zeitig erreichten sie den Platz, schnell wurden die Pferde ausgespannt und alles in Sicherheit gebracht. Die rußländischen Delegaten, so wie Herr William Hespeler, welcher der Führer dieser Landsucherpartei war, wurden in ein gutes Zimmer des Hotels eingeschlossen und die Fuhrleute, Landmesser und andere brachten sich auch in Sicherheit.

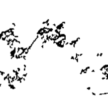
Kaum ist alles in Ordnung, so nahen rachsüchtige Gestalten von allen Seiten. Schnell füllt sich das Hotel mit langhaarigen, dunkeln Gesellen, die zornig die Auslieferung der Reisenden, die ihren Bruder mißhandelt hatten, verlangten. Der Gastwirt protestiert und behauptet, daß

derjenige gar nicht bei ihm im Quartier sei, der ihren Bruder geschlagen habe, aber alles scheint vergeblich zu sein, das Begehren der Mordgierigen wird immer stürmischer. Ihr erschreckender Lärm steigert sich zu einem Wutgeschrei und heftiges Poltern und Schlagen an den Türen läßt vermuten, daß sie gesonnen sind, die geschlossenen Türen mit Gewalt zu erbrechen. Fast scheint es, als würde der Wirt die aufrührerische Rotte nicht besänftigen können. Wie mag da wohl unsern Freunden im verschlossenen Stübchen in dieser Nacht zu Mute gewesen sein? Ohne Furcht sind sie nicht gewesen, indem sie nicht wußten, ob nicht schließlich die Rotte auch noch in ihr Zimmer eindringen würde. Lehrer Wiebe machte Herrn Hespeler Vorwürfe über die unüberlegte Handlung des Fuhrmannes und sagte: „Ich verlasse Euch auf der Stelle und kehre Manitoba den Rücken, denn solches ist uns noch nirgends widerfahren." „Sie uns verlassen in diesem kritischen Augenblick? Das wäre kühn!" sagte Herr Hespeler. „Sobald Sie hinaus treten, werden Sie niedergemacht, weil diese Bande nicht lange fragt, wer der eigentlich Schuldige ist, sondern unser aller Blut verlangt." Dabei stand Herr Hespeler an der Tür, gerüstet zum Kampfe mit Feuer (Revolver) und einem Degen (Schwert), um jeden, der es wagen sollte, die Tür zu erbrechen, den Eingang in das Zimmer zu wehren. Auf die Frage, ob er wirklich schießen würde, antwortete Herr Hespeler in entschiedenem Tone: „Ich kämpfe für meine Kinder (er war Witwer) und für mich selbst, so lange Leben in mir ist und werde jeden Eindringling niederschießen." So mußten die Unsern da nun eine entsetzlich lange Nacht schlaflos zubringen, von aller menschlichen Hilfe gänzlich abgeschnitten.

Doch sollte ihnen bald Hilfe werden. Herr Hespeler hatte, da der Sturm der Aufrührer sich etwas gelegt, den Hotelwirt herbeigerufen und diesem einen kleinen Brief eingehändigt an den Gouverneur Morris in Winnipeg, und der Hotelwirt überreichte dieses Schreiben einem der Fuhrleute, welcher sich schnell auf ein Pferd warf und den Hilferuf der eingeklammerten Delegaten

nach Fort Gerry brachte. Dieses aber mußte auch seine Zeit dauern, denn der Weg bis Winnipeg, welcher dreißig Meilen beträgt, war doch nicht so schnell zurückgelegt. Daß der Mann aber doch ziemlich schnell geritten ist, geht daraus hervor, weil schon am nächsten Morgen der Oberst Osborn Smith mit 30 Mann Soldaten von Winnipeg in White Horse Plains erschien, um die bedrohten Freunde zu befreien und weiter zu beschützen. Die Belagerer hatten sich aber, ehe die Soldaten erschienen, entfernt; doch wurden sie von der berittenen Miliz aufgesucht und vier von ihnen als Gefangene nach Winnipeg gebracht, wo ihnen dann auch ihre gerechte Strafe geworden ist. Die Delegaten waren somit wieder frei und erreichten am 2. Juli den Ort Fort Gerry (jetzt Winnipeg). Wären unsere Brüder damals ermordet worden, so wäre aus der ganzen Auswanderung der Bergthaler Kolonie nichts geworden; Gott aber, der überall gegenwärtig ist, beschützte sie in der Wildnis ebensowohl wie anderwärts, zu Wasser und zu Land. Nachdem sie das Ziel ihrer Reise erreicht hatten und alles für die Einwanderung geordnet war, traten sie die Heimreise an.

Bei den Mennoniten in Ontario wurde wieder angehalten, um mit ihnen über etwaigen Geldvorschuß, dessen wir unzweifelhaft bei der Ansiedlung bedürftig sein würden, zu sprechen. Auch machten sie noch einen Abstecher nach Ottawa, der Hauptstadt des Landes, um mit den Regierungsbeamten über wichtige Angelegenheiten zu unterhandeln. Daselbst wurde denn auch auf Wunsch des Ministers Pope, einer von ihnen als Vertreter der einwandernden Mennoniten erwählt. Selbstverständlich fiel die Wahl auf Herrn Hespeler, weil dieser die Abgeordneten schon überall hin im Lande als Dolmetscher und Führer begleitet hatte. Nachdem nun auch in Ottawa alles abgetan war, was sich damals machen ließ, setzten sie ihre Heimreise fort. Sie fuhren nun von Ottawa über New York und nahmen einen Nord-Deutschen Lloyd Dampfer, auf welchem sie denn auch wieder glücklich über den Ozean bis Hamburg befördert wurden. Von dort ging es dann wieder per Eisenbahn bis zur Nikolaioffschen Station, von



wo sie sechs Monate vorher ihre wichtige Reise angetreten hatten.

IV. Rüstung zur Auswanderung.

Welch ein freudiges Wiedersehen in der lieben Heimat, welche die abgesandten Brüder gesund und glücklich wieder nach langen Mühen und Beschwerden erreichten! Jedermann war auf die Stunde der Heimkehr der Ausgesandten aufs höchste gespannt, und als es hieß: „Die Deputierten sind zu Hause," da ging es an ein Fragen und Erzählen von der neuen Welt, wie es in unserer Gemeinde noch nie stattgefunden hatte. Land zur neuen Ansiedlung war gefunden und reserviert, sowohl auf der westlichen wie auch auf der östlichen Seite des Red Rivers (roten Flusses). Jedermann könne sich, wenn wir erst dort wären, auf einer der betreffenden Reserven nieder lassen, wo es ihm am besten gefallen möge. Die östliche Reserve wurde anfänglich vorgezogen, weil dort genügend Holz vorhanden war.

Als nun die Brüder Peters und Wiebe ihre Ansichten über Amerika der Gemeinde gegenüber ausgesprochen und erklärt hatten, daß jede männliche Person im Alter von 18 Jahren und darüber eine Heimstätte von 160 Acker umsonst haben und andere 160 Acker nebenbei für einen Dollar per Acker ankaufen könne, daß die Ansiedler auf einzelnen Farmen oder in Dörfern, ganz ihrem Wunsch gemäß wohnen könnten, ohne jeglichen Militärdienst zu leisten, da packte manchen die Wanderlust und nicht lange mehr währte es, da war weit die Mehrzahl der Unsern entschlossen, nach Amerika zu ziehen. Jetzt gab es aber erst recht viel zu tun für die lieben Gemeindevorsteher. Es mußte Rat geschaffen werden, wie die Wirtschaften, welche wir besaßen, könnten verkauft werden; denn es war immer noch Kronsland, auf dem wir wohnten. Auch mußte für Auswanderungspässe gesorgt werden und für vieles andere mehr. Es mußten immer wieder kleinere und größere Reisen gemacht werden. Unter andern hatten die Vorsteher Peters und Wiebe auch

eine Reise nach der Gouvernementshauptstadt Ekaterinoslaw zu machen, um mit dem Gouverneur über höchst wichtige Angelegenheiten, die unsere Auswanderung betrafen, zu sprechen. Es wurde ihnen der Rat erteilt, statt per Wagen diese 300 oder noch mehr Werst lange Reise zu machen, lieber von Mariupol ein Dampfschiff bis Tagonrog zu nehmen und dann auf der Tagonrog und Charkow Eisenbahn bis Lasawoja und von dort auf der vor kurzem vollendeten Bahn nach Ekaterinoslaw zu fahren. Wie getäuscht aber sahen sie sich, als sie nach Losawoja kamen und hier entdeckten, daß die neue Eisenbahn nach Ekaterinoslaw noch nicht fertig war, sondern erst der Damm geschüttet wurde. Mißmutig stehen sie nun und betrachten ihre Lage, weil sie jetzt noch weiter von ihrem Ziele ab sind, als sie es zu Hause wären. Wäre der eisenbahnkundige Ratgeber jetzt auch zugegen gewesen, auf dessen Rat sie diesen Weg genommen, er hätte sicherlich von seinem Oberschulzen etliche Worte des Verweises über seine eingebildeten Kenntnisse erhalten. Jetzt mußte denn ein Fuhrwerk gemietet werden, welches keine kleine Aufgabe war, weil die Pferde in jener Gegend sehr rar waren. Endlich wurde ein Russe gefunden, der ein Paar Pferde besaß, mit dem sie denn auch bald handelseinig waren. Welch elende Klepper (Pferde) hatte der Kerl aber, und wie schlecht war der Wagen. Es war eigentlich gar kein Wagen, sondern nur eine „Powos,“ die nicht einmal einen „Paschick,“ — eine Art Wagenkasten — hatte, sondern statt dessen dienten einzeln zusammengelegte Bretter, wovon eins immer noch bedeutend länger war als das andere. Vorne saß nun der Eigentümer des Fuhrwerkes und kutschierte, und hinter ihm saßen seine Passagiere auf einem Heubündel, mißmutig über ihre Lage nachdenkend. Um die Zeit als wir zu Hause dachten, daß sie schon in Ekaterinoslaw auf einem Passagierzug würden eingetroffen sein, da rappelten sie langsam auf einem elenden Bretterwagen, ab und zu ein Brett zurechtziehend, weil diese alle los waren, über die russische Steppe, nur wenige Werst im Tage zurücklegend. Ein lächerlicher Anblick. Hätten sie doch von Hause aus ein schönes deutsches Fuhr

werk haben können, und dazu noch bedeutend wohlfeiler als das, welches sie jetzt benutzten. Doch sie waren Männer, die sich auch ins Unvermeidliche zu fügen wußten. Endlich erreichten sie denn doch das Ziel ihrer Reise und richteten beim Gouverneur das Gewünschte aus.

Nun währte es auch nicht mehr lange, bis man sicher wußte, daß die Auswanderung zustande kommen würde. Einzelne fingen an, ihre Habseligkeiten zu verkaufen, wozu sich russische Käufer finden mußten, weil unter uns keine Käufer, sondern nur Verkäufer waren. Da ging es denn an ein Handeln und Feilschen, wie es dem „Chocholl" eigen ist, und nachdem man ihnen versprochen, für zwei Dollars andere Sachen zuzugeben, wenn sie für einen Dollar kauften, dann wurde man schließlich doch handelseinig.

Indem es vorteilhaft war für uns, wenn nicht alle zugleich in einem Sommer auswanderten, sondern zu verschiedenen Zeiten, so wurde die Auswanderungszeit auf drei Jahre festgestellt. Die erste Partie sollte im Jahre 1874, die zweite im Jahre 1875 und die dritte und letzte im Jahre 1876 auswandern. Zu allem, was von den Ältesten, Lehrern und Brüdern der Gemeinde beraten wurde, gab der Herr seinen Segen.

V. Die Auswanderung.

Es war an einem schönen, heiteren Tage, um die Mitte des Monats Juni, 1874. Viele Fußgänger bewegten sich auf den Straßen in unsern Dörfern hin und her. Niemand fragt nach der Ursache dieser Aufregung, denn jedermann weiß, das heute die ersten mennonitischen Auswanderer ihre große Reise nach Amerika antreten. Daher denn das viele Hin- und Hergehen von einem Freunde und Nachbarn zum andern, um ihn noch einmal, vielleicht das letzte Mal, zu sehen und Abschied zu nehmen und glückliche Reise zu wünschen. Es war der 16. Juni, an welchem das Abschiednehmen der ersten Auswandererschar von den zurückbleibenden Freunden und der lieben

alten Heimat stattfand. Dieser Tag wird wohl vielen unvergeßlich bleiben. Niemand hatte geahnt, wie schwer der Abschied sein würde. Dieser Tag war immer näher gerückt, die Bedenken und Sorgen immer ernster und schwerer geworden. Oft war auch schon mit bangem Zweifel gefragt worden: „Werdet ihr Lieben, die ihr jetzt noch zurück bleibt, uns übers Jahr auch nachfolgen und hinkommen nach dem Lande, wo wir jetzt hinziehen, auf daß wir uns dann wiedersehen und mit Freuden begrüßen und euch aufnehmen dürfen in die Hütten unserer neuen Heimat?" Mit ernstlichem Versprechen wurde auf diese Frage immer versichert, daß, wenn es Gottes Wille wäre, alle nachkommen würden.

Der Abschiedstag gestaltete sich zu einem rechten Trauertag. Der Anblick der scheidenden Freunde mahnte an die Worte Jesu: „Über ein kleines, so werden wir uns nicht mehr sehen." Heiliger Ernst und Traurigkeit lag auf allen Gemütern. Die Reisekoffer und Bettsäcke waren schon gepackt und auf die bereitstehenden Wagen gestellt, mit welchen die Reisenden nach dem Bahnhofe gefahren werden sollten. Freunde und Nachbarn hatten sich zum Abschiednehmen in den Häusern der Reisefertigen eingefunden. Anfänglich herrscht in dem mehr oder minder angefüllten Hause reges Leben. Die Zurückbleibenden ermahnen ihre Freunde zur beständigen Aufmerksamkeit auf der Reise, nicht zu vergessen oder zu versäumen, und besonders sehr wachsam auf die kleinen Kinder zu sein, daß sie deren keines verlieren. Nach und nach wird es ganz stille im Hause. Keiner der Anwesenden wagt mehr zu sprechen, weil der Augenblick des Abscheidens herangerückt ist. Jedermann wartet nun auf die Abschiedsworte der scheidenden Freunde. Wie schwer liegt es doch diesen auf den Herzen! Tiefes Weh und große Traurigkeit ist auf ihren Gesichtszügen zu lesen. Da ermahnt sich das Familienhaupt zur Standhaftigkeit, von Traurigkeit überwältigt und die Tränen gewaltsam zurückdrängend spricht er: „Hat Gott bisher geholfen, so wird er auch weiter helfen, und in dieser Hoffnung wollen wir denn nun von einander scheiden und unsere weite

Reise antreten. Gott aber, der mächtige Regierer und Erhalter aller Dinge, wolle geben, daß wir uns jenseits des Meeres wiedersehen mögen! Sollte aber die allweise Vorsehung es anders mit uns beschlossen haben, und unserm natürlichen Leben irgendwo ein Ziel setzen, so hoffen wir, uns am jenseitigen Ufer des Sternenmeeres vor dem Throne unseres Schöpfers wieder zu sehen, wo alsdann kein schmerzliches Scheiden mehr stattfinden wird." Mit solchen und ähnlichen Worten fand das Abschiednehmen statt. Bei manchen bestand es wohl auch nur aus etlichen tränenerstickten Worten, einem innigen Händedruck und einem Bruderkuß. Recht traurig aber wurde der Abschied dort, wo sich die Eltern fast nicht von ihren Kindern trennen konnten. Da mußten Freunde und Fuhrmann zur Eile drängen, weil der Moment zur Abfahrt da war.

Wie alles, so fanden auch diese traurigen Szenen ihr Ende, und bald saßen alle Reisenden auf den Fuhrwerken und wurden nach dem Nikolaiofschen Bahnhof bei Taganrog gefahren, wo sich die Auswanderer aus den fünf verschiedenen Dörfern unserer Bergthaler Kolonie versammelten und die Ankunft des Zuges abwarteten, welcher sie dem Meere zuführen sollte. Da saßen sie nun auf dem Platze, der ihnen zum Warten angewiesen, bis zur Ankunft des Zuges, traurigen Herzens über ihre Lage nachdenkend. Auf einmal wird es recht lebendig unter ihnen, denn es heißt: „Der Zug kommt! Der Zug kommt!" Jeder nimmt nun sein Handgepäck, welches meistens aus einer Reisetasche besteht, die mittelst eines Riemens um die Schultern gehängt ist, und die kleinen Kinder an der Hand, um bereit zu sein zum Einsteigen, wenn das Zeichen dazu erschallen würde. Nun erblicken sie auch schon den Zug, der mit niegeahnter Schnelligkeit heranbraust, eine dicke Rauch- und Dampfsäule aus seinem Rauchfang ausstoßend. Ein großartiger Anblick für diejenigen, welche noch nie vorher einen Eisenbahnzug gesehen hatten. Die meisten der Auswanderer kannten einen solchen, aber nur vom Hörensagen. Jetzt stand das Ungeheuer still und erschreckte die Leutchen nicht wenig dadurch, daß die Lokomotive beim Anhalten fürchterlich brauste und dicke

Dampfwolken nach allen Seiten sprühte. Bald aber erscholl der Ruf zum Einsteigen. Kaum ist es den verwirrten Auswanderern gelungen, glücklich in die Waggons zu kommen, so braust auch schon der Zug mit seiner Menschenlast von dannen. Hier muß ich noch bemerken, daß im Sommer 1874 nicht nur ein Zug mit Auswanderern abging, sondern drei; denn die Auswanderer hatten sich in drei Reisegesellschaften eingeteilt, von denen eine der andern nach ein oder zwei Tagen folgte.

Die Zustände in unsern Dörfern erlitten mit der Abreise der ersten Auswanderung einige Veränderungen. Die Häuser, welche von ihren Eigentümern verlassen waren, hatten andere Bewohner bekommen. Die Getreidefelder, das heißt das auf dem Halm stehende Getreide war von den bereits weggezogenen Eigentümern an Kaufleute massenhaft verkauft worden, und andere, die mit der Rüstung zur Reise jetzt schon wieder anfingen, verkauften sobald sich nur Gelegenheit dazu darbot. Das war ein ganz anderes Treiben, als wir es gewohnt waren.

Der Herbst des Jahres 1874 kam immer näher, die Tage wurden kürzer, und damit auch die Aufenthaltszeit der zweiten Partie Auswanderer, die nunmehr im Begriffe stand, noch im Laufe des Herbstes nach Amerika zu gehen. Diese Gesellschaft war nur klein; sie bestand aus etwa 22 oder 23 Familien, welche beabsichtigten, irgendwo in Amerika unter deutschen Landsleuten über Winter zu bleiben und ihren Unterhalt daselbst durch Arbeit zu verdienen, und im nächsten Frühjahr sobald wie möglich nach Manitoba zu gehen. Ihr Abschiedstag von der lieben Heimat und den vielen zurückbleibenden Freunden war der 12. September. Ältester Gerhard Wiebe und Bernhard Klippenstein von dem Dorfe Bergthal begleiteten diese kleine Gesellschaft bis Hamburg. Von hier kehrten die beiden Ältesten nach einem herzlichen Abschiede wieder in ihre Heimat zurück, während die andern ihre Reise weiter fortsetzten. Bekanntlich sind die Stürme auf dem Atlantischen Meere im Herbste viel häufiger und auch heftiger, als in den Sommermonaten. Unsere Glaubensgeschwister, die nun ihre Reise angetreten hatten, ahn-

ten nicht, was ihnen bevorstand. Von Seekrankheit hatten sie schon gehört, aber sich keine rechte Vorstellung davon machen können. Kaum sind sie aus der Elbmündung heraus, da fängt das Schiff auch schon tüchtig an zu schwanken, der starke Wind gestaltet sich nach und nach zu einem Sturm, welcher an Heftigkeit stets zunimmt. Die Schiffsleute fingen an, zaghaft zu werden, weil sie ihre Arbeit nicht mehr gut verrichten konnten und sich bei jedem Schritt festhalten mußten. Einmal ragt der Kiel des Schiffes hoch in die Luft empor, dann stürzt er auch wieder jäh in die Tiefe hinab, um gleich wieder von einer andern Woge emporgehoben zu werden. So tanzt das Schifflein auf den schäumenden Wogen, bis es endlich nach schwerem und langem Kampfe die Humber erreicht, in welcher es nun ruhig seinen Weg bis Hull zurücklegt. Nach kurzem Aufenthalt in England stehen unsere Reisenden schon wieder an der Landungsbrücke im Hafen zu Liverpool, um ihre Weiterreise auf einem großen Ozeandampfer über das Atlantische Meer zu machen. Mit bangem Herzen denken sie an die bevorstehende Seereise. Beim Einsteigen in den kleinen Hafendampfer, welcher sie nach dem großen Dampfschiff bringen sollte, ereignete sich noch ein schrecklicher Vorfall. Der liebe alte Johann Schröder, der blind war und daher von seinem Sohn bei der Hand geleitet wurde, glitt durch einen Fehltritt von dem Steige und fiel in das Meer. Ein Matrose stürzte sich gleich dem in der Tiefe verschwundenen Manne nach, und brachte ihn lebend und unbeschädigt an die Oberfläche, wo beiden durch starke Arme aufs Trockene geholfen wurde.

Nachdem das große Dampfschiff seine Ladung und Fahrgäste (Passagiere) aufgenommen hatte, trat es majestätisch seine Reise durch die große Wasserwüste an. Nicht sehr lange sollte es dem eisernen Koloß vergönnt sein, so majestätisch dahin zu schwimmen; denn noch am Tage der Abfahrt fing die See an hoch zu gehen. Ein tüchtiger Kapitän aber, der sein Schiff zu lenken versteht, fragt nicht lange, ob die See rauh oder glatt aussieht, bei ihm heißt es:

„Auf, Matrosen, die Anker gelichtet!
Die Segel gespannt und den Kompaß gerichtet!
Nun, Festland, adieu!
Noch heute geht's in die wogende See!"

Das Schiff, in welchem sich die Auswanderer befanden, wurde, so groß und schwer es auch war, bald von den wilden Wogen hin und her geworfen, als wenn es eine leichte Feder wäre.

„Hoch zischt am Kiel der Wogenschaum,
Und leckt herein zum Schiffesraum,
Und lauter schnaubt des Windes Wut,
Und wilder bräust und wogt die Flut;
Bald rast der Kiel in hoher Luft,
Bald stürzt er jählings in die Kluft;
Die Schrecken aller werden wach,
Ringsum Geheul, Gebrüll, Getrach."

Selbst der kühnste und erfahrenste Matrose kann dann nicht gleichgültig bleiben. Er steht jeden Augenblick in Gefahr, vom Schiffe hinunter geschwemmt zu werden. Fast alle haben wir auf unserer Reise mehr oder weniger von Stürmen zu leiden gehabt, aber so übel hat es wohl keiner Reisepartie gegangen, als dieser im Monat September. Doch endlich nach langem, ununterbrochenem Kampfe mit den wilden Wasserwogen erreichten sie nach vierzehntägiger Meerfahrt von Liverpool aus den Landungsplatz Port Levis in der Provinz Quebec, gegenüber der Stadt Quebec. An einem Donnerstag, gerade vier Wochen nach der Abreise von der Heimat, war es ihnen vergönnt, wieder das feste Land betreten zu dürfen.

Von Quebec ging es dann auf der Grand Trunk Eisenbahn westwärts nach Ontario, wo sie zu überwintern gedachten. In Toronto angekommen, trafen sie schon etliche Mennoniten, die von Markham Township gekommen waren, um die Einwanderer von Süd-Rußland zu begrüßen. Da diese nun in Erfahrung gebracht, daß die Einwanderer irgendwo über Winter bleiben wollten, wurden nach kurzem Beraten etliche Familien mit nach Markham genommen, um ihnen da unter den deutschsprechenden

Leuten Arbeit und Winterquartier zu verschaffen. Die andern fuhren noch 95 Meilen weiter bis nach Berlin, wo sie sich nun alle wie auf einem Markte willenlos zur Einteilung unter den Landsleuten darstellten. Hier wurde nun eine Familie nach der andern vom Bahnhofe abgeholt, bis sie schließlich alle unter den Farmern in der Umgegend von Berlin und Waterloo verteilt waren. Zu bemerken ist noch, daß es ihnen dort bei den Deutschen recht gut gegangen und sie mit Eintritt des Frühjahrs 1875 sich wieder alle versammelten und ihrem Vornehmen gemäß die Reise nach Manitoba fortsetzten.

Im Sommer 1875 traten wieder große Reisegesellschaften die Reise von Rußland nach Amerika an, und nun blieben unsere Dörfer meistenteils leer stehen. Recht unwirtlich sah es überall aus. Die Anwohner-Häuser waren alle an Russen verkauft und abgebrochen worden. Das Dorf Bergthal, das schönste der Dörfer, brannte kurz vor unserer Abreise (in dieser Reisegesellschaft reiste auch Schreiber dieses mit der Mutter und den Geschwistern) bis zur Hälfte nieder, wodurch das ganze Dorf einem Schutt- und Trümmerhaufen glich. An ein Wiederaufbauen dieser Wirtschaftsgebäude von seiten der Mennoniten war nun nicht mehr zu denken, da die meisten Eigentümer schon nach Amerika ausgewandert waren. Die Wirtschaften unserer Kolonie konnten aber nicht einzeln verkauft werden, daher wurden einige Männer in der Gemeinde bevollmächtigt, einen Gesamtverkauf zu bewerkstelligen und den Erlös dafür mit nach Amerika zu bringen, wenn erst die ganze Sache zum Abschluß gebracht wäre. Die langen Reisen der Auswanderer, welche gewöhnlich sieben Wochen dauerten, sind alle ohne Ausnahme glücklich von statten gegangen, wenn auch eine Partie mehr auf der See zu leiden hatte, als die andern. Fast aus jeder der vier Reisegesellschaften, welche im Sommer 1875 auswanderten, hielten etliche Familien bei den deutschen Mennoniten in Ontario an, um daselbst ein Jahr lang zu bleiben und sich etwas zu verdienen. Unter diesen befand sich auch Schreibers dieses mit Mutter und Geschwistern.

Als der Frühling 1876 ins Land kam, fingen auch diese zurückgebliebenen Einwanderer an, sich zu ihrer Weiterreise nach Manitoba zu rüsten. Nur etliche wenige Familien beschlossen, noch den Sommer über zu bleiben. Im Monat Mai versammelten sich die Zurückgebliebenen aus der Umgegend von Markham und Berlin wieder, um in Gemeinschaft die Reise nach Manitoba, der neuen Heimat, zu machen. Diese Reise sollte aber nicht so glatt ablaufen. Wir schifften uns bei Sarnia auf dem Schiffe Ontario ein und fuhren mit diesem schönen Dampfer ganz sorgenlos den Lake (See) Huron hinauf, ohne zu ahnen, daß wir einer fünfzehntägigen Gefangenschaft entgegen eilten. Die zur Schiffahrt auf dem See geeignete Jahreszeit war nämlich noch nicht eingetreten. Bald begegneten wir vielem Treibeis, so daß die Schollen so dicht an unserm Schiffe vorbeistrichen, daß sich immer ein eigentümliches Geräusch vernehmen ließ. Wenn sich unser Schiff auch nicht immer mit voller Geschwindigkeit in diesem Eise fortbewegen konnte, so ahnten wir doch nicht, daß wir auch noch wirklich könnten aufgehalten werden. Als wir nun erst auf den Obern See (Lake Superior) kamen, fanden wir, daß das Treibeis immer dichter wurde. Mit Aufbietung der ganzen Dampfkraft gelang es dem Kapitän, noch etwas weiter vorzudringen, bis wir eines Abends ungefähr 20 Meilen vor Duluth gänzlich stecken blieben. Als wir uns am nächsten Morgen umsahen, entdeckten wir, daß wir nach allen Richtungen hin meilenweit vom Eise umgeben waren. Der Kapitän ließ messen, und fand, daß das Eis 15 Fuß tief lag. Wir hofften nun einen Tag nach dem andern wieder loszukommen, aber wir wurden in unsern Hoffnungen getäuscht. Die Dampfmaschine wurde mit solcher Kraft in Bewegung gesetzt, daß das ganze Schiff zitterte, aber es blieb fest sitzen, es konnte weder vorwärts noch rückwärts. Am zehnten Tage unserer Gefangenschaft, nachdem schon viele vergebliche Versuche, loszukommen, von seiten der Schiffsleute gemacht worden waren, drohte den vielen Passagieren und Schiffsleuten der Hungertod, da kein Mundvorrat mehr vorhanden war. Wir Deutschen hatten ziemlich viele Lebens-

mittel von den Freunden in Ontario mitbekommen. Da zu waren glücklicherweise noch etliche unter uns, die ein Faß Mehl oder einen Sack Kartoffeln oder eine Kiste Fleisch als Frachtgut an Bord hatten, welches zur Nahrung in der ersten Zeit der Ansiedlung bestimmt war. Dieses wurde ihnen nun gemeinschaftlich abgekauft, und nachdem der Schiffskoch es ein wenig gebacken oder gebraten hatte, schnittweise unter uns verteilt. Freilich gab es nur ein kleines Stück für eine Familie, daß ein Kind es allein hätte aufessen können, doch war es immerhin etwas. Weit schlimmer erging es den Schiffsleuten und den englischen und französischen Passagieren. Diese hatten gar nichts mehr zu essen. Da kam einer Tages der Kapitän zu uns und forderte, daß wir jedem Fahrgast (Passagier), der uns um Nahrung bitten würde, geben sollten, denn erst dann würden sie um Essen bitten, wenn peinigender Hunger sie dazu treiben würde, und wenn sie dann mit guten Worten nichts erreichen könnten, würden sie sich's mit Gewalt verschaffen. Unsere Lage wurde immer bedenklicher. Kinder hörte man in allen Ecken weinen und ihre Eltern um Brot bitten.

Als auch unser Vorrat ausgegangen war, am vierzehnten Tage, erklärte der Kapitän, daß es jetzt nicht lange mehr gehen könne, denn er selbst verliere allen Mut und alle Hoffnung, weil er schon mehrere Tage gar nichts gegessen hatte, und die Kohlen auch nur mehr zwei Tage reichen würden, und wenn sich dann ein Wind erhebe, sei unser Schiff ein Spiel der Wellen, ohne Widerstand leisten zu können, und müsse an der nächsten Klippe zerschellen. Daher wurde beschlossen, einige Leute zu Fuß auf den Eisschollen nach dem Lande zu senden, um, wenn möglich, Hilfe herbei zu holen. Dieses war ein eben so gefährliches wie kühnes Unternehmen, denn jeden Augenblick konnte einer oder der andere zwischen die Eisschollen gleiten und verschwinden. Diese Expedition bestand aus dem Kapitän der zweiten Wache, dem zweiten Steuermann und noch zwei Schiffsleuten. Diese vier banden sich an einen langen Strick, an jedem Ende einer und in der Mitte zwei, so daß einer immer mehrere Fuß vor dem an-

dern ging. Überdies hatte noch jeder ein langes, schmales Brett unter den rechten Arm genommen, woran er hängen bleiben sollte, wenn er zwischen die Schollen hinunter glitt, und dann so von seinen Kameraden an dem Strick herauf gezogen werden könnte. Ein trauriger Anblick war es, als diese Leute vom Schiff hinunterstiegen, um ihre Wanderung auf dem Eise anzutreten. Es war nicht wahrscheinlich, daß diese vom Hunger geschwächten Menschen das 15 bis 20 Meilen entfernte Ufer erreichen würden. Auch sie selbst hatten wenig Hoffnung, aber es mußte etwas getan werden, wenigstens versucht werden. Nicht nur diese vier Schiffsleute wagten ihr Leben auf diese Weise, sondern auch 15 von den französischen Passagieren folgten ihnen nach und zogen vor, lieber auf diesem Wege, als auf dem Schiffe Hungers zu sterben.

Lange standen wir und schauten der traurigen Gesellschaft nach, welche nun aus neunzehn Mann bestand, und wünschten von Herzen, daß sie mit Gottes Beistand doch das Ufer glücklich erreichen möchten. Der Kapitän, welcher voran ging, fiel am meisten immer durch und blieb dann immer mit seinem Arm am Rettungsbrett hängen. Die andern konnten schon etwas sicherer gehen, indem sie in die Fußstapfen des Vorgängers stiegen. Frühe am Mittag brach die Expedition auf und gegen Abend kam einer von den Passagieren völlig erschöpft zurück nach dem Schiffe. Er hatte nicht Schritt halten können und auch schon eingesehen, daß er seiner Schwachheit wegen das Ufer nie erreichen konnte. Der Mann war so müde, daß er nicht sprechen konnte. Um 11 Uhr Nachts erblickte die Nachtwache das verabredete Signalfeuer auf dem Lande. Also ein Zeichen, daß die kühnen Fußgänger das Ufer erreicht hatten. Dieses konnte aber doch noch nur wenig oder gar nichts zu unserer Rettung beitragen; denn bei Duluth lag nur ein Schiff, und dasselbe konnte ebensowenig zu uns kommen, als wir nach dem Lande. Der liebe Gott aber half uns zur rechten Zeit auf ganz mittelbarem Wege.

In der Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten Tag unserer Eingeschlossenheit kam eine kleine Gewitter-

wolke über uns hergezogen, begleitet von einem ziemlich starken Wind. Das Eis wurde dadurch etwas gelockert, so daß wir am nächsten Morgen offene Wasserflächen vor uns erblickten. Auch unser Kapitän hatte wieder Hoffnung und frischen Mut gefaßt und war entschlossen, das äußerste zu probieren, um loszukommen. Verschiedene Mittel wurden nun angewandt. Die Passagiere wurden alle nach dem hintersten Ende des Schiffes kommandiert, damit die Schraube tiefer im Wasser sei, die Maschine arbeitete dann mit solcher Gewalt, bald vorwärts, bald rückwärts, daß das Schiff davon erzitterte. Wenn eine Eisscholle mit der Schraube in Berührung kam, wurde sie gleich zerschlagen und zur Seite geschleudert, als ob sie nur wenige Pfund schwer wäre. Da plötzlich, ein Ruck, und es erschallt der Ruf: „Das Schiff bewegt sich!“ Aber ist es nicht vielleicht Täuschung? Die Maschine setzt mit aller Kraft an und wieder zieht sich das Schiff rückwärts. Nun war kein Zweifel mehr, es war los. Nun wurde auf eine der offenen Wasserflächen zugesteuert, welche wir vor uns sahen. Es ging zwar nur sehr langsam, aber es ging doch, und nach einigen Stunden großer Anstrengung hatten wir freies Fahrwasser erreicht. Hier hielten wir an und warteten die Ankunft zwei anderer Schiffe ab, welche nun auch im Herannahen waren, nachdem sie gleich wie wir lange festgesessen hatten. Es waren die „Asia“ und die „Manitoba,“ welche auch der Lake Superior Transit Company gehörten. Zu allererst, als unser Schiff mit der Asia in Berührung kam, wurde ein Faß Mehl auf unser Schiff gerollt, welches nun auch gleich in etwas Eßbares verarbeitet wurde, um die Hungrigen zu sättigen.

Hierauf wurde von den Kapitänen beschlossen, daß die „Ontario,“ auf welcher wir uns befanden, vorangehen solle, weil dieses das stärkste Schiff war, die andern zwei sollten dann nachhelfen und auf diese Weise sollte bis Duluth durchgearbeitet werden, was für ein Schiff allein ganz unmöglich gewesen wäre. Kaum hatten wir eine halbe Meile zurückgelegt, so fanden wir das Eis wieder so dicht als da, wo wir festgesessen hatten. Nun ging

das gemeinschaftliche Arbeiten der drei Schiffe los. Unsere „Ontario“ fuhr mit voller Kraft in das Eis hinein, bis sie fest stack. Dann kamen die „Asia“ und „Manitoba“ und halfen nach bis auch sie nicht mehr konnten. Dann wurden die Schiffe zusammengekuppelt und wurde rückwärts gearbeitet, bis das erste Schiff wieder los war, worauf gleich wieder zu einem neuen Stoß ausgeholt wurde. Wie schonungslos es da zu ging, läßt sich kaum beschreiben. Die Schiffe stießen immer zusammen, als ob eins das andere in den Grund bohren würde. Oft wenn der Nachstoß der andern zwei Schiffe an das unsere so stark war, daß wir Menschen fast zu Boden fielen, hörte ich seufzen und fragen: „Werden die Schiffe dies auch bis Duluth aushalten, oder werden wir noch in den Grund gefahren werden? Gegen sechs Uhr ungefähr erreichten wir das Schiff, welches uns zur Rettung von Duluth entgegen gesandt war. Es saß aber schon gehörig fest und konnte nicht mehr vorwärts kommen, hatte uns also keine Hilfe bringen können.

Kurz vor Sonnenuntergang erreichten wir Duluth, wo wir nun mit unsäglich großer Freudigkeit das Schiff verließen, um unser Nachtquartier im Immigrantenhause zu nehmen. Unser Erstes war nun, Brot zu kaufen, und ich kann sagen, daß mir dieses trockene Brot besser schmeckte, als mir je in meinem Leben die beste Mahlzeit geschmeckt hatte. Nachdem wir unsere Familien untergebracht hatten, gingen wir wieder nach der Landungsbrücke, um nach unserm Gepäck zu sehen. Da hatten wir nun auch Gelegenheit, die Schiffe von den Seiten und von hinten anzusehen. Wie übel aber waren diese zugerichtet! Unsere „Ontario“ war von hinten so zerstoßen, daß die Splitter von starkem Eichenholz wie Fetzen herunterhingen. Die „Asia“ hatte sich ihren Brustbalken eingestoßen und den ganzen Vorderteil zersplittert; auch der Hinterteil dieses Schiffes war buchstäblich eingedrückt. Die „Manitoba“ war etwas weniger übel zugerichtet, immerhin aber auch arg beschädigt. Die Schiffe waren alle drei in solchem Zustande, daß sie erst mußten ausgebessert werden, ehe sie wieder ihren Dienst verrichten konnten. Die

Gesellschaft scheint sich dieses Unglück gemerkt zu haben, denn sie hat nachher nicht mehr so früh im Jahre ihre Schiffe aus dem Hafen fahren lassen.

Von Duluth fuhren wir nun auf der Northern Pacific Eisenbahn mit voller Schnelligkeit der neuen Heimat in Manitoba entgegen. Am 1. August, 1876, kam auch die letzte Reisegesellschaft von unserer Bergthaler Kolonie in Manitoba glücklich an. So war denn nun die ganze Bergthaler Gemeinde nach Amerika ausgewandert, ausgenommen einige Familien, welche es vorzogen, in Rußland zu bleiben. Doch nun zurück mit unserer Erzählung zum Jahre 1874, zu welcher Zeit das Pionierleben unserer Freunde in Manitoba seinen Anfang nahm.

VI. Die Ankunft in Manitoba.

Als die ersten Reisegesellschaften ihre sechs bis sieben Wochen langen Reisen, teils zu Wasser und teils per Eisenbahn bis Moorhead, Minnesota, zurückgelegt hatten, trennten sie sich, indem einige dort Vieh, Wagen und anderes mehr kauften und die 200 Meilen lange Strecke nun auf Ochsenfuhrwerken zurückzulegen gedachten, während die andern ihre Weiterreise auf den Dampfschiffen, die zwischen Moorhead und Winnipeg fuhren, fortsetzten. Der Landungsplatz für die einwandernden Mennoniten befand sich am rechten Ufer des Red Rivers, an der Stelle, wo der Rat-Fluß in denselben mündet. Dort hielt das Schiff an und die Leute bekamen Anweisung, ans Land zu steigen. Bis hieher waren sie von Transportgesellschaften befördert worden, ohne sich viel um ihr Weiterkommen zu bekümmern. Jetzt mußten sie sich aber selber helfen, wenn sie nicht beim Flusse liegen bleiben wollten. So wurde denn nun zuerst Rat geschaffen, daß alle Familien mit samt ihren wenigen Koffern und Bettsäcken, die ihr ganzes Vermögen enthielten, nach den sieben Meilen entfernten Immigrantenhäusern geschafft werden konnten, auf daß sie nicht lange unter freiem Himmel liegen durften. Diese Immigrantenhäuser hatte Freund Jakob Y. Schantz aus Berlin, Ontario, hier auf seine Kosten erbau-

en lassen, auf daß die ersten Einwanderer ein Unterkommen finden könnten. Vorgestellt hatte sich wohl jeder, daß er in Amerika manches würde entbehren müssen, woran er in Rußland gewöhnt; begriffen aber hatte wohl keiner, wie beschwerlich das Ansiedeln in einer neuen Gegend sei. Vorstellung und Wirklichkeit wichen hier weit von einander ab.

Als sich nun erst das ganze Volk in den Immigrantenhäusern einquartiert hatte, stellte sich auch die Sorge für die nächste Zukunft bei ihnen ein. Es mußten zuerst Lebensmittel herbeigeschafft werden, da bei mehreren der Mundvorrat fast zu Ende gegangen war; und was die Hauptsache war, es mußte für Wasser gesorgt werden. Da fing man an, Brunnen zu graben, fand aber kein Wasser. Dabei ereignete sich auch noch das Unglück, daß zwei Männer beim Graben eines Brunnens durch einstürzende Erde verschüttet wurden. Das Entsetzen hier über war groß. Jedermann fürchtete sich, hineinzusteigen und die Verschütteten herauszugraben, da immer noch mehr Erde hinunter zu fallen drohte. Da wagte Peter Neddekopp von der aus der Chortitzer Kolonie kommenden Partie sein eigenes Leben für seine zwei Mitbrüder, die er damals kaum den Namen nach kannte, stieg hinein in das gefährliche Brunnenloch und rettete mit größter Kraftanstrengung unter steter Lebensgefahr die beiden Verschütteten vom Erstickungstode.

Nun kam die Unzufriedenheit auf allen Seiten zum Ausbruch. Jedermann schrie nach Wasser und wollte um keinen Preis auf solchem Lande wohnen, wo kein Wasser zu finden wäre. Bei etlichen stieg sogar der Argwohn auf, daß sie sämtlich von den Abgeordneten Peters und Wiebe verkauft worden seien, und nun wohl würden, da sie hier nicht bleiben konnten, unter den Amerikanern zur Arbeit verteilt werden. Als die Reisegesellschaft, in welcher Lehrer Heinrich Wiebe sich befand, zum Landungsplatze beim Rat-Fluß ankam, waren schon mehrere Familien von den Immigrantenhäusern zurück nach dem Red River gegangen, um genügend Wasser zu haben; denn die wenigen Wasserpfützen in der Nähe der Immigranten-

häuser schienen bald auszutrocknen. Hier erfuhren die Neuangekommenen, wie es auf dem Lande aussah. Auch erfuhr Lehrer H. Wiebe, daß bereits manch hartes Urteil über ihn gefällt war, daher ging er noch am selbigen Abend, wiewohl es schon finster war, nach den Immigrantenhäusern, um seine Leute zu begrüßen und ihnen zu erklären, daß weiter drinnen in der Reserve viel besseres Land und auch genügend Wasser sei. Von manchen wurde er nun auch freundlich begrüßt und bescheiden um Auskunft über die Reserve gefragt; etliche aber gaben ihren Mißmut ganz unverhohlen zu erkennen. Ich will diese Schwachheit einiger Männer nicht weiter beschreiben, sondern nur daran erinnern, daß sie nicht gut genug gedacht haben, daß sie dem Worte nach ein zweites Volk Israel waren, und sich nun mit ihren Scheltworten über ihre Führer, die am meisten für die Auswanderung getan hatten, gegen Gott versündigten.

VII. Die Ansiedlung. — Pionierleben der Mennoniten in Manitoba.

Nach Lehrer Wiebes Ankunft ging es bald landeinwärts, wo man auch schöne Wasserquellen und kleine Flüsse vorfand. Nun dauerte es nicht mehr lange, so wurde überall fleißig gearbeitet. Eine Heuhütte oder „Sarai" nach der andern entstand, so daß man in wenigen Tagen ganze Dörfer solcher Grashütten sehen konnte. Jedermann hatte nun soviel zu tun, daß er selbst kaum wußte, welche Arbeit zuerst zu verrichten sei. Die schöne Sommerzeit verstrich den Bauern in Manitoba immer zu schnell, um so schneller verging sie aber den ersten Ansiedlern, die außer der Feldarbeit noch so vieles andere zu besorgen hatten. Es mußte unter anderem auch Land verschrieben werden, wozu man sich nach Winnipeg zu begeben hatte. Viele unter den neuen Ansiedlern hatten kein Vieh, konnten solches auch nicht kaufen, weil sie kein Geld mehr hatten, daher mußte oft ein Paar Ochsen für mehrere Familien die Arbeit tun. Mit der Heuernte konnte erst im Herbst angefangen werden.

Als die Einwanderer nun erst eine Zeitlang auf dem Lande waren, wurde der Vertreter der Mennoniten, Herr William Hespeler, von der Regierung hinausgeschickt, um nach den neuen Ansiedlern zu sehen. Er fand zu seinem Bedauern, daß die Leute noch lange nicht mit ihren Wohnungen zum Winter fertig waren. Er konnte auch nicht sehen, wie sie noch fertig werden würden, weil der Winter schon nicht mehr lange auf sich warten ließ. Die Holzhändler in Winnipeg warteten schon jeden Tag, daß die Mennoniten zur Stadt kämen, um ihr Bauholz, d. h. Bretter und Schindeln bei ihnen zu kaufen. Hin und wieder kam auch einer oder mehrere und kauften einige Bretter, doch war das im Verhältnis zur Zahl der Einwanderer noch gar nichts, und Schindeln wurden überhaupt nicht gekauft. Als der Winter anfing, seine Vorboten ins Land zu senden, beschloß Herr Hespeler, wieder hinaus zu fahren, um zu sehen, ob auch schon viele Notleidende unter den Ansiedlern wären. Zu seiner Überraschung fand er nun die ganze Ansiedlung wie umgeändert. Ganze Dörfer waren in dieser Zeit entstanden. Zwar hatte ein jeder nach seinem eigenen Muster und Plan gebaut, wodurch die Häuser sehr verschiedenartig aussahen; jeder aber hatte für eine warme Stube gesorgt. Etliche hatten ihre Häuser aus Blöcken aufgeführt, welche an den Ecken des Hauses übereinander gelegt und zusammengepaßt waren. Andere bauten sich „Saraien" (auf Türkisch Palaste) und richteten darinnen Wohnstuben ein; wieder andere bauten sich einen Schuppen, auf welchem die schrägablaufende Stubendecke zugleich auch das Dach bildete. So waren denn nun in unglaublich kurzer Zeit viele Wohnungen errichtet worden, welche warm genug waren, dem harten Winter Trotz zu bieten. Nicht aber jede einzelne Familie hatte es so weit gebracht, daß sie ihr eigenes Heim hatte, sondern zwei, drei, oder auch vier Familien, wo die Arbeitskräfte wenig waren, standen zusammen und errichteten sich gemeinschaftlich eine Wohnung in welcher sie nun miteinander wohnten. Nicht nur Männer waren an der Errichtung der neuen Wohnungen beschäftigt, sondern auch die Frauen und Mädchen griffen

wacker mit an, wodurch die Arbeit wesentlich gefördert wurde. Sie bereiteten einen Mörtel, welcher aus Tonerde, etwas Sand, zerhacktem Heu und Wasser bestand, und bedeckten damit die Fußböden sowie auch die Wände von innen und außen. Die Herren Holzhändler in Winnipeg hatten sich also in ihrer Erwartung, mit den vielen Einwanderern Geschäfte zu machen, arg getäuscht, denn die Mennoniten wußten viel wohlfeiler ihre Häuser zu errichten, als die Engländer es berechnen konnten.

Als nun die neuen Wohnungen bezogen wurden, fehlte es auch an Möbeln. Selbst eine bescheidene Hausfrau wünscht, nachdem sie und die lieben Ihrigen schwer gearbeitet während des Tages, eine Bettstatt zum Ausruhen während der Nacht; eine Bank oder einen Stuhl zum Sitzen, und einen Tisch, auf welchem die Familie essen kann. Alles dieses aber fehlte. Man hatte nichts als einen Reisekoffer, der beim Essen als Tisch diente, um welchen herum die ganze Familie teils knieend, teils auf untergeschlagenen Beinen sitzend ihre Mahlzeiten einnahm. Nachdem nun infolge der kalten Witterung die Außenarbeit außer dem Holzfahren eingestellt werden mußte, konnte auch mehr an Möbeln gearbeitet werden. Diese kamen nun aber auch sehr verschiedenartig zustande, denn was ein Landmann, der sonst noch kein Werkzeug als ein stumpfes Beil in der Hand gehabt hat, machen kann, läßt sich wohl denken. Dazu hatte fast niemand das nötige Werkzeuge, außer höchstens einer Säge, einer Axt und einem Bohrer. Hiermit wurde denn gearbeitet, ohne Hobel und Winkelmaß, auf dem Erdboden, denn Hobelbänke waren keine da. Viele Bettstätten wurden gemacht, ohne daß ein Brett dazu verwendet wurde. Diese waren am wohlfeilsten, indem sie aus armdicken Latten, so wie sie aus dem Walde kamen, hergestellt wurden. Wo es an Raum in der Wohnstube gebrach, wurden zwei Lagerstätten über einander errichtet. In der obersten mußten dann die größeren Knaben schlafen. An Kleidern und Betten war im ersten Winter wenigstens noch kein Mangel, weil davon genügend von Rußland mitgebracht worden war. Im Kochgerät war eigentlich auch kein großer Unterschied,

außer daß einige mehr davon besaßen als andere. Mit der Nahrung ging es auch sehr unterschiedlich zu. Mehrere hatten genügend Geld in der Tasche, um anständig leben zu können. Diese konnten sich schönere Häuser bauen und bessere Möbeln anschaffen, auch in der Nahrung durften sie nicht so viel entbehren, wie ihre ärmeren Nachbaren. Da wohl die Mehrheit unter den Einwanderern nicht Geld genug hatte, um Mehl und andere Lebensmittel zu kaufen, so mußte gemeinschaftlich dafür gesorgt werden. Unsere Gemeindevorsteher, das heißt die Kirchenlehrer, hatten schon auf der Durchreise durch Ontario die dortigen Mennoniten ersucht, wie schon vorher angedeutet, $20,000.00 an die einwandernden Mennoniten auf mehrere Jahre gegen Zinsen zu leihen, womit den Leuten in den ersten Jahren geholfen werden sollte. Dieses taten die lieben Deutschen in Ontario auch, und so hatten die eingewanderten Mennoniten in Manitoba eine Kasse, aus welcher ihre Nahrungsbedürfnisse bestritten werden konnten. Da wurde denn nun Mehl sowie auch etwas Fleisch und Bohnen gekauft, und an die Bedürftigen abgegeben. Natürlich mußte jeder, der von diesem gekauften Vorrat erhielt, versprechen, seinen Teil später mit Zinsen abzubezahlen.

Während des Winters wurde viel Holz aus den nahen Wäldern gefahren, um daraus im kommenden Sommer schönere Wohnhäuser und Ställe bauen zu können. Auf diese Weise verbrachten die mennonitischen Ansiedler den ersten Winter in Manitoba. Als nun der strenge Winter recht hart auf die neuen Ansiedler einwirkte, begann bei manchen doch die Lage recht bedenklich zu werden. Einen solch strengen und anhaltenden Winter waren sie doch nicht gewohnt. Dazu verbreitete sich auch noch die Nachricht unter ihnen, daß die übrigen Glaubensgeschwister, die noch in Rußland waren, wohl nicht nachkommen würden. Diese Kunde wirkte recht niederschlagend bei vielen, und etliche, die noch etwas Geld besaßen, nahmen sich vor, wenn die Zurückgebliebenen in Wirklichkeit nicht nachkommen sollten, so wollten sie im Sommer wieder zurück nach ihrer alten Heimat in Rußland gehen,

welche sie noch viel mehr schätzten, als die neue in Manitoba. Die Freunde in Rußland wollten aber in Wirklichkeit nicht dort bleiben, sondern wollten ihren Geschwistern nach Amerika folgen. Als die Einwanderer nun im Jahre 1875 von Rußland nachkamen und beim Rat-Flusse, wo dieser in den Red River mündet, ans Land stiegen, wurden sie dort von ihren Freunden abgeholt und in die neuen Wohnungen mit Freuden aufgenommen. Da gab es nun ein freudiges Wiedersehen und Begrüßen. Mancher vergaß für einige Zeit seine Sorgen und freute sich des Wiedersehens seiner Eltern und Geschwister, nach denen er sich so oft gesehnt. Doch gab es aber auch inmitten des frohen Wiedersehens ernstliche Sorgen; denn das Land wurde gerade um diese Zeit von verheerenden Heuschrecken heimgesucht, die den ganzen Pflanzenwuchs zerstörten. An eine Ernte war also in diesem Jahre nicht mehr zu denken, und ob noch Gras wachsen würde, um Heu für den Winter machen zu können, war sehr zu bezweifeln.

Die ersten Tage ruhten sich die Neuangekommenen von der langen Reise aus. Dann aber hieß es: „Auf und ans Werk!" Denn es war schon August, als die letzte Reisegesellschaft in diesem Jahre ankam, und viel Arbeit war noch zu tun. Manchen ging es nicht nach Wunsch im Anfange, doch wußten sich die meisten bald in ihre Lage zu schicken. Einige aber, denen es gar nicht gefiel in Manitoba, packten ihre Sachen wieder zusammen und zogen nach Süd-Minnesota, etliche aber auch nach Dakota. Nachdem die gefräßigen Heuschrecken endlich das Land verlassen hatten, fing auch das Gras wieder an, üppig zu wachsen, so daß auch die Neuangekommenen sehen konnten, daß sie sich auf fruchtbarem Boden befanden. Nun faßten sie auch wieder neuen Mut. Eifrig wurde überall gearbeitet, neue Hütten und Häuser entstanden täglich; denn zum Aufbau der Wohnungen vereinigten sich wieder mehrere Familien und bauten gemeinschaftlich eine Wohnung, um für den ersten Winter beisammen darinnen zu wohnen. Auch mit der Heuernte wurde, als das Gras hoch genug war, angefangen und fleißig gearbeitet. An Mähmaschinen, wie wir sie heutzutage besitzen, war damals

noch nicht zu denken. Alles wurde mit der Handsense gemäht und dann mit einem kleinen Rechen zusammengerecht. Natürlich war dazumal auch der Viehbestand der Ansiedler geringer als heutigen Tages. Im Aufbau der Wohnungen sowie in vielen andern Vorbereitungen für den Winter konnten die ersten Ansiedler ihren später gekommenen Freunden schon mit gutem Rat, bisweilen auch in der Tat behilflich sein. Übrigens hatten Erstere auch noch im Überfluß für sich zu tun, da ihre Einrichtungen auch noch nur sehr notdürftig waren.

Der Winter 1875 mit seinen kurzen Tagen kam immer näher und die lieben Ansiedler waren für seinen Eintritt noch lange nicht bereit. Doch er kam mit seiner grimmigen Kälte, und die Menschen mußten sich einrichten so gut es eben ging. Jedermann sorgte denn auch mit großem Fleiß für eine warme Wohnung; aber für Herbeischaffung von Nahrung konnte nicht gesorgt werden, denn das wenige Geld, das nach der langen Reise übergeblieben war, war nur zu schnell für die ersten Bedürfnisse aufgegangen. Auch die Hilfskasse war erschöpft. Es war daher unbedingt notwendig, daß Hilfe herbeigeschafft wurde. Die Regierung wurde ersucht, eine Summe Geldes vorzustrecken, was sie auch tat, aber die Mennoniten in Ontario mußten Bürgschaft leisten. Als da nun wieder Geld herbeigeschafft war, konnte denn auch für die Herbeischaffung von Lebensmitteln gesorgt werden. Freund Jakob Y. Schantz, der uns überall nach Kräften Beistand leistete, schloß nun mit einem Kaufmann namens Sutherland in Winnipeg einen Kontrakt ab, worinnen dieser sich verpflichtete, alles Mehl, das wir brauchen würden, nach dem Landungsplatz am Red River zu liefern. Da Sutherland aber das Mehl nicht in Moorhead, Minnesota, einkaufen konnte, wie er gehofft hatte, so mußte er seine Einkäufe in St. Paul machen, wodurch das Eintreffen dieses Mehles so verspätet wurde, daß das Schiff, auf welchem es von Moorhead bis an Ort und Stelle gebracht werden sollte, infolge seiner späten Herbstfahrt nahe an der Grenzen von Dakota einfror und seine Ladung nicht weiter befördern konnte. Von dort mußten sich nun die Ansiedler

ihr Mehl im strengen Winter aus einer Ferne von 80 Meilen auf Ochsenfuhrwerken nach Hause holen. Auch von der Dampfmühle oberhalb Winnipeg mußten sie Mehl holen, denn Sutherland kaufte jetzt Mehl, wo er es nur bekommen konnte. Seinem Kontrakt gemäß hatte er schon lange nicht gehandelt, und hätte zum Schluß gerne noch die armen Ansiedler um eine nette Summe Geldes betrogen. Da aber legte Herr Hespeler sich zur rechten Zeit ins Mittel und vereitelte dem Machthändler seine betrügerischen Pläne. Herr Hespeler hat viel Gutes für uns getan, aber mancher wollte ihn nachher nicht mehr als unsern Wohltäter anerkennen; trotzdem aber stand er immer in gutem Ruf und Andenken bei allen, die eine gute Sache und Wohltat zu würdigen wußten und nicht immer glaubten, alle andern Menschen seien falsch, nur sie nicht. Im Laufe des Winters wurde auch viel Holz aus den Wäldern gefahren, teils zum Brennen und teils um im nächsten Jahre Bauten zu errichten.

Endlich nach langem Kampf ums Dasein kam auch wieder der milde Frühling ins Land und belebte alles, was im kalten Winterschoße mutlos gewesen und erstorben gelegen hatte. Jedermann bestrebte sich, zu säen, wie er es eigentlich wünschte; doch konnte es lange nicht nach Wunsch gehen, da es an Arbeitsvieh fehlte. Noch hatte nicht jede Familie ihre eigenen Ochsen, und viele hatten anstatt kräftiger Arbeitsochsen nur schwache Tiere, und mußten zwei und zwei zusammen stehen, ihre zwei Paar Ochsen vor einen Pflug spannen und so erst für einen und dann für den andern Land brechen. Mit dem Saatgetreide ging es auch knapp her. Dieses war auch von der Gemeinde mit dem geliehenen Geld gekauft worden und war ungemein teuer, da es fast nicht zu bekommen war, und daher konnte nur ein kleiner Teil an den Einzelnen abgegeben werden. Wenn es auch nur sehr langsam ging mit dem Landbrechen, so ging es doch, und man kam jeden Tag mit dem Einsäen des Samens etwas weiter.

Im Anfang des Monats Juni, 1876, kamen wir, die wir uns unter den Farmern in Ontario zerstreut hatten, um ein Jahr lang daselbst zu wohnen und etwas zu

verdienen, ebenfalls nach Manitoba. Wir in Ontario Zurückgebliebenen waren sämtlich arme Leute und hatten die anfangs in Manitoba unter den neuen Ansiedlern herrschende Armut nicht vermehren wollen.

Am 1. August kamen, wie ich schon früher einmal erwähnte, auch die Letzten unserer Brüder von Rußland an. Mit der Ankunft dieser letzten Reisegesellschaft wurde die drückendste Armut für einstweilen beseitigt, da diese eine große Summe Geldes für die für ihre vorangegangenen Freunde verkauften Wirtschaften mitbrachten. Jetzt waren die meisten von denen, die Wirtschaften in Rußland gehabt hatten, wieder etwas besser daran. Sie konnten ihre Schulden, welche sie im Winter durch Mehl und Saatgetreide gemacht, wieder abzahlen und sich auch noch für die nächste Zukunft besser einrichten. Auch war noch Hoffnung für die gewesenen Landwirte, daß sie noch mehr Geld würden nachgeschickt bekommen, weil die Käufer ihre Wirtschaften nicht gleich bar ausgezahlt hatten, sondern zu verschiedenen Terminen zahlen sollten. Das Geld, welches unsere Gemeinde von den kanadischen Freunden und von der Regierung geliehen hatte, war nicht nur auf ein oder zwei Jahre, sondern auf mehrere Jahre gegen 6 Prozent Zinsen geliehen worden, daher konnte das Geld, welches die Wohlhabenderen bereits abbezahlten, wieder für diejenigen verwendet werden, welche weitere Unterstützung bedurften.

Es gab im Jahre 1876 auch schon eine kleine Ernte. Zu verkaufen aber hatte noch niemand etwas; vielmehr hatte die Gemeinde noch lange nicht genug für ihren eigenen Bedarf. Da mußte noch wieder Mehl von Winnipeg gekauft werden, welches mit dem Gelde, das von Rußland erwartet wurde, bezahlt werden sollte. So schwer es auch oftmals ging, so hat es doch gegangen und hat uns der liebe Gott nicht in Hungersnot kommen lassen. Wären damals schon, wie heute, von allen Seiten Eisenbahnen nach Winnipeg gegangen, so wäre es viel leichter für uns gewesen. So aber war die ganze Provinz während der langen Winterszeit, wenn der Red River zugefroren war, von allem Verkehr abgeschlossen. Wie es eigentlich kam,

daß das Geld der Ansiedler immer so schnell zu Ende ging, läßt sich sehr leicht erklären, wenn man bedenkt, daß alles, was man notwendig brauchte, für schweres Geld gekauft werden mußte. Hühner, Katzen usw., die wir Landleute noch niemals gekauft hatten, mußten hier teuer bezahlt werden. Wenn ein Dutzend Eier einen Dollar kostet, dann sind auch die Hühner nicht für wenig Geld zu haben, und ähnlich war es mit allem.

Die Kleider, welche wir von Rußland mitgebracht hatten, konnten bei dem vielen Holzfahren auch nicht sehr lange halten, und so begann die Armut sich auch bald an den Kleidern zu zeigen. Mancher, der früher gewohnt war, in dunkeln Tuchkleidern zu gehen, der mußte auch so wie die Ärmsten unter uns, sich aus alten Säcken Hosen und Jacken machen und selbige tragen. Recht komisch sah es aus, wenn man auf seinen Hosenbeinen den Stempel des ehemaligen Besitzers des Mehlsackes, ein großes A oder B, und im Kreise herum einige Worte, tragen mußte, oder wenn die Hausfrau den Rückenteil einer Weste ihres Mannes oder Jungen aus einem Stück von einem Mehlsack machen mußte, auf welchem dann drei oder vier große blaue X standen, die einst die Qualität des Mehles angezeigt hatten. Mit der Fußbekleidung ging es auch nicht besser. Statt schöner Filzstiefeln und mit Tuch gefütterten Überschuhen, wie wir sie heute im Winter tragen, machten wir uns eine Art Moccasins („Poresty"), ebenfalls aus Säcken. Diese mußten, um recht viel anderes Zeug um die Füße wickeln zu können, daß die Kälte nicht durchdringen konnte, so groß gemacht werden, daß der Träger oft einen eigentümlichen Anblick bot. Not ist erfinderisch, und so erfanden auch wir in unserer Armut eine Kleidertracht, an die wir vorher kaum gedacht hatten.

Nachdem wir nun die ersten Häuser und Möbeln, so wie auch die Kleidung der Pioniere betrachtet haben, wollen wir auch noch einen Blick auf deren Nahrung werfen. Es ist in unserer Erzählung mehrmals erwähnt worden, daß gemeinschaftlich Mehl gekauft wurde, aber von andern Nahrungsmitteln, wie Fleisch, Kartoffeln, Schmalz, Kaffee oder Tee, Gemüse und was sonst noch in einen

Haushalt gehört, ist nichts gesagt, da nur die Wohlhabenderen sich etwas Fleisch und Schmalz kaufen konnten, während die Ärmeren — und das waren weit die Mehrheit — allein auf Mehl angewiesen waren. Was nun die Hausfrau aus Mehl und Wasser alles zuzubereiten verstand, das bekam die Familie zu essen, und weiter nichts. Da gab es den Knödel und immer wieder Knödel, zur Abwechselung wurde auch einmal Mehlbrei gekocht. Die bestand aber auch nur aus demselben Material, nämlich aus Mehl und Wasser. Morgens aß man Brot und trank eine Art Kaffee aus gerösteter Gerste oder Weizen (Prips genannt) dazu, und Mittags fast ausnahmslos Knödel (Kilken); was überblieb, wurde zum Abendessen in der Pfanne etwas gebraunt, sollte heißen gebraten, und mit Brot und Prips verzehrt. Mancher hat sich an dieser Kost so satt gegessen, daß er sie Jahre lang nicht mehr gerne gegessen hat. Gab es Gäste, so war man ernstlich bedacht, diesen etwas Besseres vorzusetzen, aber es ging nicht; denn der beste Koch hätte aus Mehl und Wasser nicht viel Gutes und Schmackhaftes herstellen können. Oft glaubte ich, es ginge nur uns so knapp in der Nahrung, aber ich vernahm, daß es fast überall so war. Einst hörte ich einen Mann sagen, er habe in Rußland mehr Fettflecken an seiner Weste gehabt, als hier in Amerika in seinem Magen. Glücklicherweise währte diese große Armut in der Nahrung nicht sehr lange, und meistens nur in der Zeit, wenn die Kühe keine Milch gaben. Gab es erst wieder Milch, so ging es auch besser.

Der Gesundheitszustand war unter solchen Umständen auch nicht am besten, doch trat keine sehr ernstliche Krankheit ein, außer daß sich bei vielen eine Art Gliederreißen einstellte, das eine lange Zeit anhielt, und den Anschein hatte, als würden die davon Befallenen alle verkrüppeln. Auch hat sich mancher bei der großen Kälte Nase, Ohren und Gliedmaßen erfroren. Soviel ich weiß, hat aber nur ein Mann infolge der Kälte sein Leben verloren. Dieser hatte sich während eines großen Schneesturmes verirrt und erfror nahe bei seiner Wohnung während der Nacht.

Im Frühjahr 1877 konnte schon etwas mehr Getreide gesät werden, und daher war die Ernte dann auch etwas ergiebiger, als ein Jahr vorher. Doch konnte von dem frisch gepflügten Lande, welches gleich, nachdem es gebrochen war, besät wurde, auch kein großer Ertrag kommen. Es gab aber so viel, daß die Gemeinde, wenn ich mich recht erinnere, für den eigenen Bedarf Brot hatte. Das heißt einige verkauften und andere wiederum kauften. Johann Braun und Peter Wiens, die etwas Geld von Rußland mitgebracht, hatten schon im Jahre 1876 in Reinfeld eine Dampfmühle gebaut und waren nun imstande, alles Getreide der Ansiedler zu mahlen, was eine große Hilfe war. Auch hatte Erdmann Penner in Gemeinschaft mit Otto Schultz einen Warenladen in Tannenau eröffnet und so konnten die Leute nun ihre Einkäufe in der Ansiedlung machen und brauchten nicht mehr zu Fuß nach Winnipeg zu gehen, welches 30 Meilen entfernt war, für einige Ansiedler auch noch weiter, um etliche Pfund Nägel und andere hochnötige kleine Einkäufe zu machen, um diese dann auf dem Rücken nach Hause zu tragen; denn das eine Paar Ochsen, das man hatte, durfte nicht von der Farmarbeit genommen werden, um zu fahren, was man notdürftig zu Fuß besorgen konnte.

Der Winter von 1877 auf 1878 war ein außergewöhnlich schöner, so daß den ganzen Winter hindurch mit Bequemlichkeit im Freien gearbeitet werden konnte. Auch gab es nicht so viel Schnee, daß genügend Schlittenbahn war. Um Weihnachten war der Erdboden so aufgetaut, daß manche Leute anfingen zu pflügen. Doch wurde dieses bald wieder durch starke Nachtfröste verhindert. Die Aussaaten im Jahre 1878 konnten ausnahmsweise früh bestellt werden, und da die Witterung im Sommer darauf ziemlich günstig war, so bekamen wir eine gute Ernte und hofften, daß die Ernteerträge fortan in jedem Jahre zunehmen würden. Doch sollten wir in dieser Hoffnung zu unserm Leidwesen bitter getäuscht werden. Schon in den Jahren 1875 und 1876 war der Regenfall ziemlich stark gewesen und nahm von Jahr zu Jahr noch zu. Durch diesen allzustarken Regenfall wurden nun die Felder wäh-

rend des Wachstums jedes Jahr so überflutet, daß die Ernten erheblich beeinträchtigt wurden. Es wurden Abzugskanäle gemacht, um die Felder trocken zu legen. Viele arbeiteten einzeln, aber auch ganze Dörfer gruben gemeinschaftlich lange Gräben, um ihre Getreidefelder durch Ableitung des vielen Wassers zu retten. Auf einigen Stellen half es auch ein wenig, auf andern aber gar nichts, weil der Boden zu eben war. Überhaupt ist die östliche Reserve nicht geeignet für so viele Ansiedler, daß jede Sektion Land könnte besiedelt werden. Und doch war von einer Umsiedlung nach der westlichen Reserve, die uns eben so gut zur Verfügung stand, wie die östliche, keine Rede; denn wir waren fest entschlossen, zu bleiben und das Land zu kultivieren. Erst als die Frage, ob wir auf die Dauer so bestehen könnten, immer ernster wurde, fingen etliche an, sich nach besserem Lande umzusehen.

Bald wurde denn auch die westliche Reserve, deren östlicher Teil noch unbesiedelt war, als neuer Ansiedlungsplatz gewählt. Fast jedermann, der umsiedeln wollte, ging erst selbst nach der Westreserve, um sich das Land anzusehen und einen ihm passenden Platz auszusuchen. Mit der Umsiedlung ging die Hauptplage erst recht los. Mit Ochsenfuhrwerken mußte die 65 bis 70 Meilen lange Reise gemacht werden, dazu bei den meisten mit sehr wenig und bei manchen ganz ohne Reisegeld. Man denke sich unsere Lage und betrachte, wie hart es uns ergangen: in der strengen Winterkälte mit Frauen und Kindern Tag und Nacht draußen auf der Reise, die fast eine ganze Woche dauerte.

Nachdem nun die Übersiedler karawanenweise, wie sie meistens zogen, auf der westlichen Reserve angekommen, befanden sie sich in größter Armut. Jedermann konnte sich aber nun mit dem Gedanken trösten, daß er gutes Ackerland sein eigen nennen durfte, durch dessen Bearbeitung und Gottes Segen er schließlich in bessere Verhältnisse kommen könnte. Die Übersiedlung von der östlichen nach der westlichen Reserve fand in den Jahren 1878 bis 1881 statt. Ungefähr die Hälfte der Gemeinde siedelte über, die andere Hälfte aber blieb auf der Ostreserve. In

unsern Hoffnungen, die wir für die Zukunft hegten, als wir uns der großen Mühe des Umsiedelns unterzogen, sind wir glücklicherweise nicht getäuscht worden. Der liebe Gott hat hier unsern Fleiß gesegnet und uns reichlich entschädigt für die vielen Entbehrungen, die wir in den ersten Jahren zu dulden hatten. Vergleichen wir den Zustand unserer Kolonien heutigen Tages mit dem in den ersten Jahren unserer Ansiedlung in Manitoba, so müssen wir gestehen, daß der Aufschwung derselben in irdischen Gütern ein sehr großer zu nennen ist. Es gibt jetzt viele bemittelte, ja auch reiche Leute unter uns, die nichts mehr entbehren dürfen, als die verschiedenen Naturschönheiten, welche das strenge Klima Manitobas nicht zu gewähren vermag.

Es ist im Verlauf unserer Erzählung erwähnt worden, daß während der Ansiedlungsperiode im Jahre 1875 eine nicht unbedeutende Anleihe bei der kanadischen Regierung mußte gemacht werden, um die neuen Ansiedler in Manitoba damit durchzuhelfen, bis sie ausreichende Einnahmen aus ihren zukünftigen Ernten würden erzielen können. Als der in Rede stehende Vorschuß von der Regierung bewilligt wurde, wofür die Mennoniten in Ontario sich verbürgten, dann konnten wir wohl kaum im Voraus einsehen, wie solche große Summe Geldes von $96,400 wieder sollte aufgebracht und an die Regierung zurückbezahlt werden. Aber auch dieses hat gegangen, denn die ganze Schuld mitsamt den Zinsen ist an die Regierung zurückgezahlt worden.

Nur den werten Lesern einen deutlichen Beweis zu liefern, wie groß die Summe Geldes war, welche die Mennoniten in Manitoba von der kanadischen Regierung geliehen und wieder abgezahlt haben, lasse ich hier den folgenden Bericht des Ministers des Innern vom Jahre 1892 folgen:

„Die kanadische Regierung und die mennonitische Anleihe. — Bekanntlich hat die kanadische Regierung mitte der siebziger Jahre, um die Besiedelung Manitobas durch die zahllosen unbemittelten deutschen Mennoniten Süd-Rußlands zu fördern, die Summe von $96,400.00

vorgestreckt, wofür 150 Brüder in Waterloo County, Ontario, mit ihrem ganzen Besitztum Sicherstellung leisteten. Das Anleihen wurde unter der Bedingung abgeschlossen, daß weder Kapital noch Zinsen zurückzuzahlen seien, bis die Mennoniten in Manitoba, welche den Vorschuß erhielten, einen ordentlichen Anfang gemacht hätten. Diese so unterstützten Mennoniten siedelten sich im Jahre 1875 im Red River-Tale in Manitoba an. Während des verflossenen Jahres (im Jahre 1891 nämlich), ist nun die letzte Rate dieser Anleihe von $96,400.00 und der Zinsen für 17 Jahre, welche sich auf das hübsche Sümmchen von $33,-986.58 beliefen, zusammen also $130,386.58, abbezahlt worden."

Und hierzu macht der Minister des Innern in seinem Jahresberichte folgende Bemerkungen:

„In der Geschichte unseres Landes sucht man vergebens nach einem Fall, in welchem irgend eine Gesellschaft oder Privatperson ihre Verbindlichkeit der Regierung gegenüber mit größerer Treue erfüllt hätte, als in diesem. Und nach dem Grundsatz: „Ehre, dem Ehre gebührt," kann diese Tatsache nicht weit genug verbreitet werden; zum Ruhme der Mennoniten in Manitoba, sowohl als auch der Waterloo Gesellschaft, diejenigen Brüder, welche für die Anleihe Sicherstellung geleistet. Die Verteilung der Anleihe, das Wiedereinkollektieren der Gelder und deren Rückzahlung an die Regierung war dem Sekretär der Waterloo Gesellschaft Jakob Y. Schantz anvertraut, und gebührt ihm alle Ehre für die ehrliche und geschäftsmäßige Abwickelung der ganzen Sache. Sehr erfreulich ist es noch, hinzufügen zu können, daß so weit uns bekannt ist, weder von den Leuten, welche die Anleihe erhielten, noch von den Bürgern in Waterloo jemals ein Versuch gemacht, oder noch viel weniger das Verlangen gestellt wurde, die Zahlungsbedingungen zu ändern oder die Termine hinauszuschieben, wie es nur zu häufig bei Anleihen geschieht, welche die Regierung gewährt. Auch ist kein einziger Fall bekannt, wo ein Ansiedler oder einer der Bürger den Versuch gemacht hätte, seinen Verpflichtungen zu entgehen."